

RÄSTENBURG

Chronik von Kreis und Stadt



RÄSTENBURG

Chronik von Kreis und Stadt



Selbstverlag der Vereinigung der Rastenburger

Herausgegeben
von Regierungsbaumeister a. D. Martin Modricker,
Senne I, Post Windelsbleiche/Westfalen

Alle Rechte vorbehalten

Druck: Theodor Oppermann Verlag, Hannover-Kirchrode

VORWORT

Zur 600-Jahrfeier der Stadt Rastenburg im Jahre 1929 wollte unser langjähriger Stadtvater und Freund

W A L T E R L U C K E N B A C H

Studienrat an der Herzog-Albrecht-Schule in Rastenburg, die Geschichte der Stadt Rastenburg zusammenhängend herausgeben.

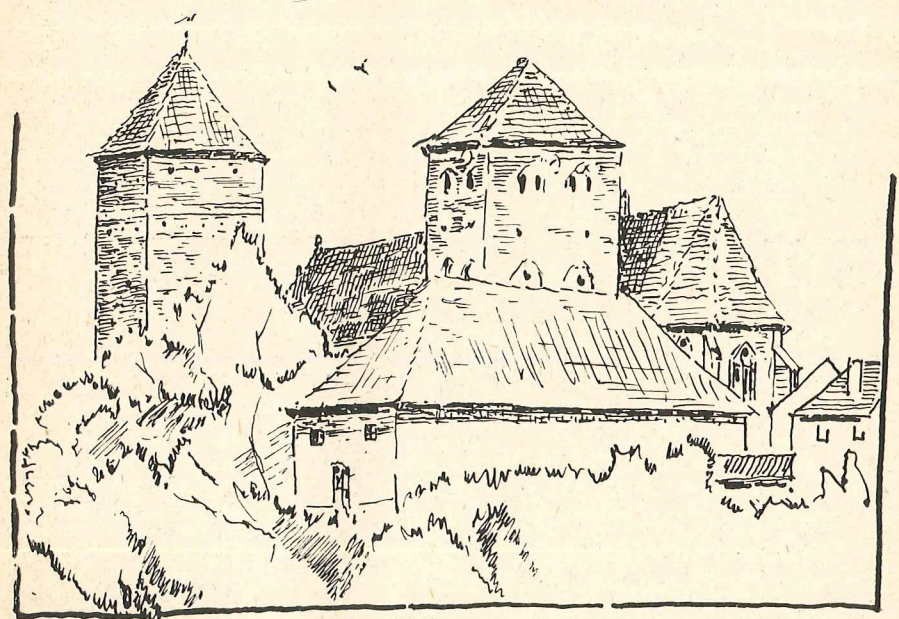
Dies gelang nicht. Es kam lediglich zu der Festschrift zur 600-Jahrfeier mit Beiträgen von Walter Lukenbach und Arthur Springfeld.

Lukenbach hatte aber durch eingehende Studien des Deutschen Ritterordens, des Kreises und der Stadt Rastenburg Aufzeichnungen hinterlassen, die nach seinem Tode im Januar 1951 nicht verloren gehen sollen. Daher will ich versuchen, diese zu ordnen und zu ergänzen, insbesondere die selbsterlebte Zeit und ihre Menschen darzustellen, um Enkeln und Urenkeln ein Bild vom Schicksal der teuren Heimat zu hinterlassen. Diese Arbeit ist wirkungsvoll unterstützt worden durch Herrn Dr. Wolfgang Kowalski, der sein großes Interesse für seine Vaterstadt bewahrt hat, und Herrn Adolf Kummer als ehemaligem Mitarbeiter der Rastenburg Zeitung und der Heimatblätter. Letzterer ist der eigentliche Verfasser der zweiten Überarbeitung der Schrift, insbesondere des letzten Jahrzehnts. Auch Herr Ludwig Langbehn jr. ist unserer Sache sehr nützlich gewesen. Herr Dr. Friedrich Schröder, ebenfalls Rastenburg Kind, hat den wunderschönen Artikel über Arno Holz geschrieben.

Allen Mitarbeitern herzlichen Dank. Allen Freunden und Landsleuten diene das Nachstehende zum Gedenken und zur freundlichen Erinnerung, der Jugend zur Mahnung an die Taten, das Schicksal und die Gräber ihrer Vorfahren.

600 JÄHRE RÄSTENBURG

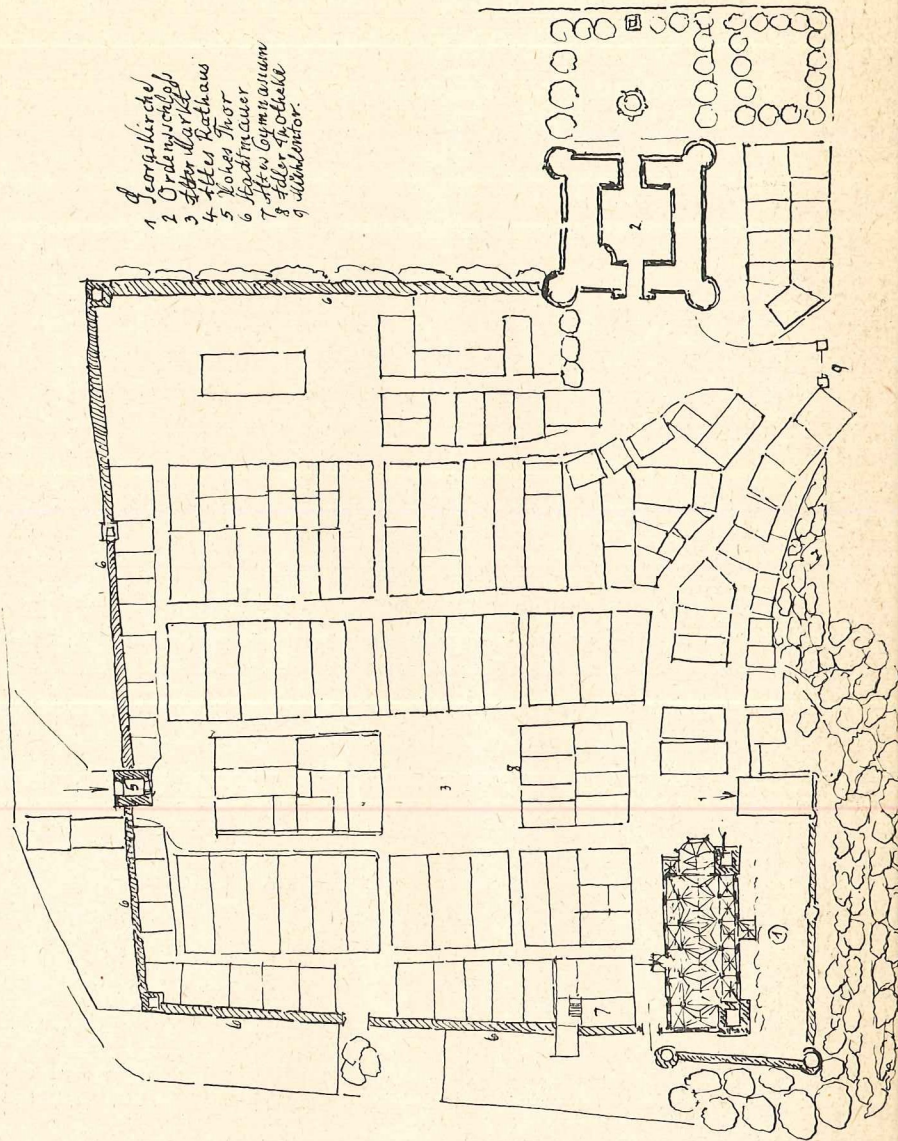
Die Geschichte der alten Ordensstadt



RÄSTENBURG IN DER ORDENSZEIT

Die Vorgeschichte

Das heutige Ostpreußen war der Welt der Antike sehr früh bekannt geworden. Der Bernstein von der Küste Samlands war schon lange vor Christi Geburt ein begehrter Handelsartikel für die Länder des Morgenlandes. Den Römern war bereits die Handelsstraße nach der Ostsee bekannt. Plinius berichtet von der Fahrt eines römischen Ritters zur Bernsteinküste, und Tacitus erzählt in seiner Germania von den Preußen, die er Ästier nennt. Aus späteren Jahrhunderten



gibt es noch weitere Berichte, die von dem Land östlich der Weichselniederung Kunde geben. Das Wort Brus = Preußen erscheint zum ersten Male kurz vor dem Jahre 1000. Die Bedeutung des Wortes ist noch ungeklärt. Mit den Polen standen die Preußen in dauernden Kämpfen. Alle Versuche der slawischen Nachbarn, die Preußen zu unterwerfen, schlugen fehl; ebenso gelang es ihnen nicht, die Preußen zum Christentum zu bekehren. Als schließlich zu Anfang des 13. Jahrhunderts Konrad von Masovien mit seinen Gegnern nicht fertig zu werden vermochte, wandte er sich im Jahre 1226 an den Deutschen Ritterorden um Hilfe und bot ihm das Kulmerland zum Besitz an. Im Jahre 1230 kam dann Hermann Balke nach Preußen, und in fünfzig Jahre dauernden Kämpfen gelang es den Rittern Preußen zu erobern.

Die schon in der Kampfzeit begonnene Besiedlung und Kultivierung des Landes wurde nach der Verlegung des Sitzes des Hochmeisters nach der Marienburg im Jahre 1309 erheblich verstärkt. Vor allem im Innern des Landes wurden jetzt Burgen erbaut und Städte gegründet.

Der Bau der Rastenburg und ihre erste Zerstörung

So ging um diese Zeit der Orden auch an die Besiedlung des Bartener Landes. Im Jahre 1325 wurden die Burgen Gerdauen und Barten errichtet. Um das Gebiet gegen die Litauer zu sichern, legte der Komtur von Balga im Jahre 1326 am Zusammenfluß von Guber und Zaine die Leunenburg an. Dann ging er die Guber aufwärts und errichtete die Wildhäuser Plehnen und Lamgarben.

Im Jahre 1329 folgte der Bau der Rastenburg. Sie wurde auf dem Kirchenberge, der sich fünfundzwanzig Meter über der Talsohle der Guber erhebt, errichtet. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurden auf dem Platz zwischen der Kirche und dem alten Gymnasium Kellerräume aufgedeckt, die wahrscheinlich zu dieser ältesten Burganlage gehörten. Der Name Rastenburg ist nicht völlig geklärt. In seiner ersten Silbe steckt vielleicht ein alter preußischer Flurname, dessen Bedeutung wir allerdings nicht kennen. Möglich ist aber auch, daß der Name mit den deutschen Ortsnamen Rastenberg in Thüringen oder Ratzeburg bei Lübeck verwandt ist.

Die Burg hat dann die Stadt ins Leben gerufen und ihr den Namen gegeben. Unter ihrem Schutze siedelten sich bald deutsche Handwerker und Krüger an, die hier ihren Verdienst fanden, zumal der Boden fruchtbar war, und die Umgebung sich mit Menschen füllte. Zu dieser Zeit wird auch die Zahl der einheimischen Preußen nicht unbeträchtlich gewesen sein. So entwickelte sich die Siedlung schnell und zählte bald mehrere hundert Köpfe. Im Jahre 1344 wird sie be-

reits Stadt Rastenburg genannt. Doch schon zu Beginn ihrer Geschichte mußte sie, wie später so oft, die bittere Not des Grenzlandschicksals erfahren. Die Litauer unter Olgierd und Kynstut überfielen am 23. Februar 1347 die Stadt und zerstörten sie vollständig. 45 gefangene Bürger wurden vor der Stadt ermordet, Frauen und Kinder weggeschleppt.

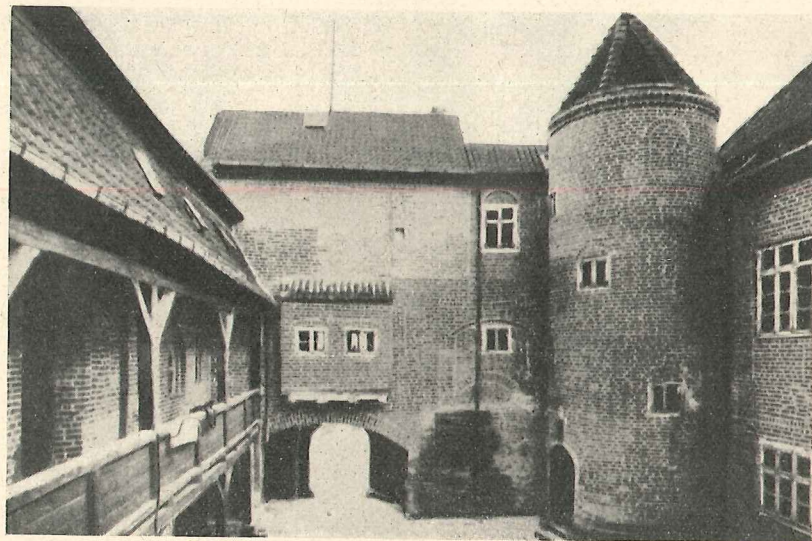
Fast genau 600 Jahre später, am 27. Januar 1945 erlebten wir das gleiche Schicksal.

Die Gründung der neuen Stadt

Aber der Orden war solche Rückschläge gewohnt. Er erbaute die Burg von neuem, diesmal aber nicht oben auf dem Berge, sondern im Tal, wo sich die Lage für den Wirtschaftsbetrieb besser eignete. Im Schutze dieser Burg wurde auch wieder, und zwar jetzt eine größere Stadt angelegt, da die erste Siedlung sich recht günstig entwickelt hatte. Die Gründung der neuen Stadt wurde Heinrich Padeluche übertragen, der seine Befähigung dazu schon bei der Gründung von Schippenbeil bewiesen hatte. Er war ein deutscher Edelmann, dessen Vorfahren einst von Lübeck aus nach dem Ermland eingewandert waren. Sein Name lebt noch in dem Ortsnamen Podlechen fort. In der Gegend von Rastenburg besaß die Familie später verschiedene Güter, von denen Podlechen vielleicht das Stammgut war. Das Geschlecht tauschte dann seinen Namen mit dem von Elditten, einer anderen Besitzung der Familie. Die Aufgabe Heinrich Padeluches war es, neue Ansiedler heranzuziehen, ihnen das Land zuzuteilen und zu vermessen und den Aufbau zu leiten. 1357 war er damit fertig. Am 11. November dieses Jahres konnte der Komtur von Balga, der spätere Ordensmarschall Henning von Schindekopf, die Handfeste der neuen Stadt ausstellen. Danach wurden ihr 102 Hufen Land zu kölmischem Recht verschrieben. Davon erhielten 4 Hufen die Kirche, 8 Hufen der Schulze Heinrich Padeluche, dem außerdem noch besondere Vorrechte zugesprochen wurden. 40 Hufen hatte die Stadt als Gemeindееigentum frei, der Rest wurde auf die Einwohner gegen Entgelt verteilt. Von den letzteren verwandten die Bürger 40 Hufen zur Anlegung eines Stadtdorfes, der späteren „Bauernvorstadt“, während sie auf 10 Hufen den Wald stehen ließen, der noch im 19. Jahrhundert den Namen „Tannenwald“ führte.

Die Befestigungsanlagen

Eine starke Mauer, die mit 13 Toren oder Türmen befestigt war, schützte die Stadt vor neuen Angriffen der Litauer. Von diesen Befestigungsanlagen haben sich Teile noch bis in die Jetztzeit erhalten.



Von der St. Georgskirche zum Lindenmarkt, weiter an der Hinteren Kirchenstraße und der Mauerstraße, die früher noch „An der Stadtmauer“ hieß, führten die Reste der alten Mauer. Von den Türmen waren der Bahrenturm und der Josephsturm an der Kirche, der Pulverturm in der Hinteren Kirchenstraße und der Wasserturm noch teilweise erhalten. Die Stadtmauer bildete in der Hinteren Kirchenstraße und der Mauerstraße die Rückwand der Häuser. Bereits 1374 hatte der Komtur von Balga Gottfried von der Linde den Bürgern die Erlaubnis erteilt, ihre Häuser an die Stadtmauer zu bauen.

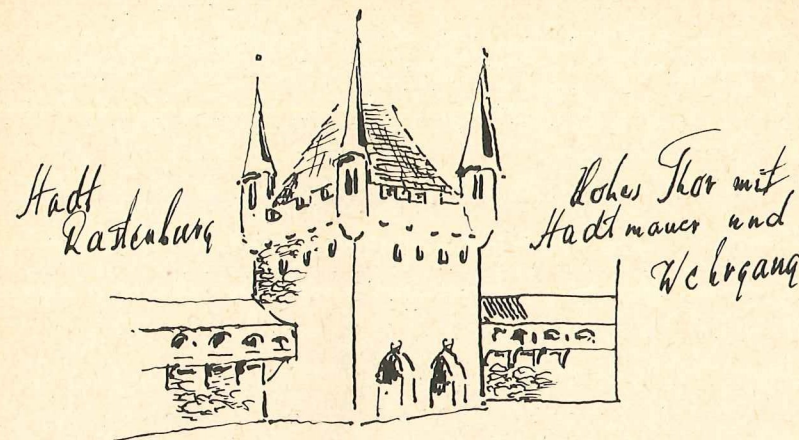
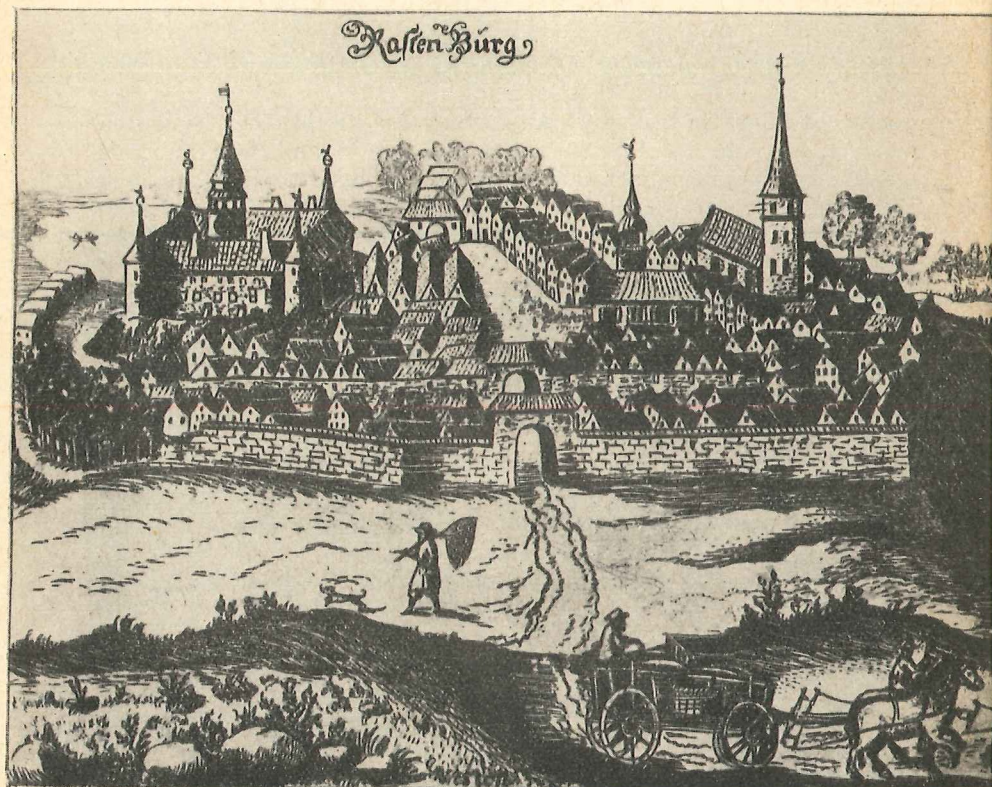
Das Ordensschloß bildete den südöstlichen Pfeiler der Befestigungsanlage. Es war ein dreigeschossiger Bau in quadratischer Form. Das Torhaus hatte sogenannte „Pechnasen“, die nach vorne und nach der Hofseite vorsprangen. Um den mit hölzernen Galerien versehenen geräumigen Burghof lagen im Erdgeschoß die Wacht sowie Geschäfts- und Vorratsräume. Im Obergeschoß waren der Remter und die Wohnräume des Pflegers und seines Gefolges. Der im Burghof befindliche runde Treppenturm ist erst um die Mitte des 17. Jahrhunderts gebaut.

Wohl bald nach dem Jahre 1357 ist auch mit dem Bau der Kirche, dem bedeutendsten Baudenkmal der Stadt aus der Ordenszeit, begonnen worden. In mehreren Abschnitten ist sie in über 150 Jahren errichtet worden. Doch auch noch in nachmittelalterlicher Zeit sind mancherlei Veränderungen vorgenommen worden. Der wuchtige, dem Heiligen Georg gewidmete Bau bildete, 25 Meter über dem Gubertal gelegen, den südwestlichen Eckpfeiler der Stadtbefestigung. Hoch und steil fielen die Abhänge zum Fluß. Eine 7 bis 8 Meter hohe in Feldstein aufgeführte Verteidigungsmauer, die einen Abstand von 12 bzw. 25 Schritten von der Kirche hatte, war auf beiden Seiten durch kurze Anschlußstücke mit der Stadtmauer verbunden. Zur Erhöhung der Verteidigungsfähigkeit wurden in jene Mauer noch einige Türme eingefügt: auf der nordwestlichen Ecke ein kleiner zierlicher Turm mit Bogengesims und gemauerter Spitze, der schon erwähnte Josephsturm, der seinen Namen einem berühmten Räuber verdanken soll, dem er einst als unfreiwilliger Aufenthalt diente; auf der Südwestecke ein runder Turm von ca. 6 Meter Durchmesser, der sogenannte Bahrenturm mit kegelförmigem Zeltdach, der die Überreste des ehemals um die Kirche gelegenen Gräberfriedhofes birgt.

Ein Spaziergang durch das mittelalterliche Rastenburg

Im Stadtkern waren die Hauptstraßenzeilen Ritterstraße und Kirchenstraße mit dem Alten Markt; dort standen 32 sogenannte ganze Häuser, wahrscheinlich ein- bis zweigeschossig. Die Randbebauung, Neustadt, Vorstadt und Freiheit, enthielt 79 halbe Erbe,

dazu die Buden und Insthäuser. Auf dem Platz vor dem alten Lyzeum (Trommelplatz Exerzierplatz der Garnison) standen Salzspeicher. — Über den Rollberg schritt man am Schloß vorbei durch das Mühlentor und die Brücke über den Mühlengraben zur Freiheit. Man gelangte zur Guberbrücke und hatte von hier aus den prächtigen Blick auf die Stadtmauer und die Georgskirche. Das Wasser der Guber staute die Freischleuse unter der Brücke, welche vom Tuchmachergewerk erbaut war und unterhalten wurde. Durch den Schustergrund mit seinen blühenden Weißdornhecken kam man ins Gubertal und durch den idyllischen Hospitalwinkel zu Füßen des Pfortenberges zur Heiligen-Kreuz-Kapelle. Am Mühlengraben wanderte man um die Wirtschaftsgebäude des Schlosses, dem Bachlauf folgend, durch die Wallanlagen mit den an der Stadtmauer blühenden Gärten zum Oberreich, einer künstlichen Anlage der Ordensritter. Sein Ufer lud nicht nur zu schönem Spaziergang oder kühlem Bad, zum Angeln oder



Fischen ein, sondern bot auch das Bild der mittelalterlichen Stadt mit ihren malerischen Mauern und Türmen. Der weitere Weg führte zur Bauernvorstadt, deren Dorfteich auf dem Platz vor der jetzigen Hippelschule lag, und über die Königsberger Landstraße an der Katharinenkirche und den an diese Kirche gelegenen Friedhof zum Hohen Tor (auf dem Neuen Markt), welches auf dem Spillerschen Epitaph dargestellt ist.

Die erste Blütezeit der Stadt

200 Jahre lang blieb Rastenburg die Hauptstadt der Wildnis und Haupthandelsplatz, da seine Lage sehr günstig war. Es kreuzten sich hier zwei wichtige Verkehrswege: die Straße von Marienburg nach Litauen und die Heerstraße von Königsberg nach Warschau. Es war zu dieser Zeit die am weitesten nach Südosten vorgeschobene Stadt des Ordenslandes. Nach Osten und Südosten dehnte sich 15 Meilen breit die große Wildnis aus, die das Land gegen die Litauer sichern sollte. So blühte die Stadt schnell auf, zumal sie auch von Anfang an als Sitz eines Pflegers Verwaltungsmittelpunkt war. 1422 wurde der Rastenburg Pfleger dem Hochmeister unmittelbar unterstellt, und auch die Gebiete Leunenburg, Rhein und Lyck zu Rastenburg geschlagen. Das geschah auf Veranlassung des Hochmeisters Paul von Rußdorf, der für Rastenburg eine besondere Vorliebe hatte. Er vermehrte auch den Grundbesitz der Stadt, so daß diese 1426 ein Stadtdorf Prangenau und 1438 das Stadtdorf Bürgersdorf anlegen konnte. Mit seiner Hilfe erwarb die Stadt um 1437 auch den 50 Hufen großen Wald Görlitz. Schon damals begann die Stadt über ihre

Mauern hinauszuwachsen. Auf dem zum Schloß gehörigen Domänen-
gelände entstand die sogenannte Freiheit. Sie war ursprünglich eine
Siedlung von Schuhmachern, die vom Orden ihre privilegierten
„Schustergründe“ erhielten. Zwischen der Stadt und dem Bauerndorf
erwuchs die Königsberger Vorstadt, die spätere Königsberger Straße.

Die Kriegsjahre in den Kämpfen mit den Polen

Diese friedliche Entwicklung wurde aber durch die kriegerischen
Ereignisse, die der Kampf des Ordens mit den Polen und Litauern
um Sein oder Nichtsein mit sich brachte, gestört. Bereits 1409 zeich-
neten sich die feindlichen Angriffsabsichten ab. In der Umgegend von
Angerburg zeigten sich gegnerische Kriegshaufen, und auch aus der
Umgegend von Rastenburg wird von Kriegsgeschrei berichtet. Im
Mai weilte daher der Hochmeister Ulrich von Jungingen mit allen
Großgebietigern in Rastenburg. Als dann der Entscheidungskampf
bevorstand, erließ der Komtur von Balga am 13. Mai 1410 von Leu-
nenburg aus allgemeines Aufgebot. Nach der Schlacht von Tannen-
berg am 15. Juli 1410 rückten die Polen in die Stadt ein. Der Rasten-
burger Bürgermeister Hermann Bardin spielte die Stadt den Feinden
in die Hände, wofür ihn Heinrich von Plauen noch in demselben Jahre
köpfen ließ. Aber die Kraft des Ordens war gebrochen. Innere Strei-
tigkeiten schwächten seine Macht immer mehr. Am 11. Juni 1419 be-
richtet der Komtur zu Rhein aus Rastenburg dem Hochmeister, Witowd
sei mit Truppen in das Herzogtum Masovien eingerückt, es bestehe
Kriegsgefahr. Die Pest 1420 verhinderte jedoch weitere Aufmärsche.
1432 besucht der Großkomtur Conrad v. Erlinghausen Rastenburg.

1433 drohte neue Kriegsgefahr. Südlich von Johannsburg sammelten
sich ansehnliche Streithaufen aus Masovien und Polen, um ins
Ordensgebiet einzufallen. Die Pfleger von Barten und Rastenburg
mußten daher eiligst mit all ihren Kriegspflichtigen heraneilen, um
die Burg Johannsburg zu schützen.

Als im Februar 1454 der Preußische Bund, ein Zusammenschluß
zahlreicher Edelleute und Städte zur Wahrung ihrer Interessen ge-
genüber der Landesherrschaft, sich gegen den Orden verbündete und
den Polenkönig ins Land rief, schlugen sich auch die Rastensburger
auf die Seite der Polen. Sie erstürmten das Schloß und warfen den
Pfleger Wolfgang Sauer unter das Eis des Mühlenteiches. In 13 schwe-
ren Kriegsjahren hatte die Stadt für diesen Verrat am Deutschtum
zu büßen. 1460 mußte die Stadt, nachdem sie in diesem Kriege schon
dreimal abgebrannt und in demselben Jahre vom Statthalter Stibor
von Baisen durch die Forderung einer unerschwinglichen Geldsumme
hart bedrängt worden war, dem Orden Ergebung anbieten. Aber noch
1466, dem letzten Jahre des Krieges, trieb in Rastenburg Verrätere

ihr hinterlistiges Spiel. Man war dort keinen Augenblick vor Über-
fällen des Feindes sicher, denn von Röbel bis Wormditt war alles
von feindlichen Rotten besetzt.

Kein Bauer durfte sein Dorf, kein Bürger seine Stadt verlassen,
ohne von jenen aufgegriffen, mißhandelt und geplündert zu werden.
Da die in Röbel und Umgebung liegenden Söldner in ihren Raubzügen
immer kühner und kecker wurden, geriet Rastenburg durch verräte-
rische Umtriebe mehrerer Bürger immer mehr in Gefahr, entweder
in die Hände der Feinde zu geraten oder in Feuer aufzugehen. Der
zweite Thorner Friede vom 19. Oktober 1466 jedoch machte der
schweren Zeit ein Ende. Der Orden mußte sich aber dem Diktat der
Sieger fügen und alles Land westlich der Weichsel nebst Elbing und
dem Bistum Ermland abtreten und den Rest des Landes von Polen
als Lehen annehmen. Rastenburg wurde dadurch zur Grenzstadt. Bis
1772 lief die polnische Grenze, die unmittelbar hinter Heiligelinde
begann, nur 13 Kilometer von der Stadt entfernt.

In der langen Friedenszeit nach dem zweiten Thorner Frieden er-
holte sich die Stadt wieder.

Am Ende der Ordenszeit zählte sie etwa 1000 Einwohner und ge-
hörte damit zu den größeren Städten des Landes. Auf der Stände-
versammlung führte Rastenburg nach Bartenstein den Vorsitz.

Die Bürgerschaft — Gewerke und Zünfte

Die Einwohner der Stadt waren durchweg Deutsche. Erst am Ende
der Ordenszeit, als der polnische Korridor den Zuzug aus dem Reich
hatte aufhören lassen, drang aus Masovien polnisch sprechendes Ge-
sinde ein. Ihrem Beruf nach waren die Bürger fast ausschließlich
Handwerker. Ein Kaufmannsstand begann sich erst seit 1600 zu bil-
den. Die Handwerker schlossen sich schon früh zusammen und waren
in sieben Hauptgewerke und einige Zünfte eingeteilt.

Die Handwerkerrolle der Schuster stammt aus dem Jahre 1360 und
1376. In der Kirche hatten sie wie die anderen Hauptgewerke ihren
eigenen Chor. Sie tagten in ihrer Herberge, die auch Gästen und
zugereisten Berufsgenossen Unterkunft bot. 1372 erhielten die Bäcker
ihre Rolle, 1373 folgten die Fleischer, die Schneider 1425, die Tuch-
macher 1488. Sie erbauten die kostbare neue Schleuse bei der Brücke
auf der Freiheit. 1503 bekommen dreierlei Schmiede ihre Rolle, 1599
folgen die Kürschner. Das Gewerk der Müller kam 1627 um Johanni
aus 11 Ämtern mit 70 Mann in ihrer Herberge zum ersten Male zu-
sammen. Die Seiler, 1624 gestiftet, kamen ebenfalls um Johanni aus
12 Städten in Rastenburg zusammen. Das Gewerk der Glaser wird
1642 konfirmiert. Es gehören dazu die Städte Schippenbeil, Dreng-
furt, Angerburg und Lötzen.

Zu den Zünften rechnete man die Tischler, Töpfer, Leineweber, Hutmacher, Schirr- und Radmacher, die Böttcher, Mälzenbräuer, Apotheker und Gewürzkrämer. Eine löbliche arme Gille oder christliche Ordnung und Bruderschaft der Tagelöhner und Arbeitsleute errichtete 1589 ihr Privilegium. Die vereinigte Maurer- und Zimmererinnung ist um 1700 entstanden. Die Spielleute des ganzen Herzogtums hatten ihr Gewerk in unserer Stadt.

Jeder Bürger hatte sein ganzes oder halbes Haus und seinen Acker und betrieb daneben die Mälzenbräuerei. Das Land war fruchtbar, die Bürger fleißig; ihr Können stand auf hoher Stufe. Besonders berühmt waren die Leistungen der Tuchmacher und die Erzeugnisse der Tontöpfer, welche der Güte der holländischen Kunst nicht nachstanden. Alle hatten ihr gutes Auskommen, denn der feste Zusammenschluß in Gewerken hielt übermäßige Konkurrenz fern. Montags und am Sonnabend fanden Wochenmärkte statt, dazu jährlich zwei große Jahrmärkte, zwei Vieh- und Pferdemarkte und drei kleinere Jahrmärkte. Zwei Apotheken und sogar eine Weinschänke dienten den Bedürfnissen der Bürger. Auch Goldschmiede, Maler und Schwertfeger verkündeten mit ihrer Kunst den Ruhm der alten Heimatstadt. Der einzige Kupferhammer des Ordenslandes (außer Königsberg) befand sich im lieblichen Deinetal unweit der Schleuse in Neumühl.

Das äußere Bild der Stadt hatte sich zu Beginn des 16. Jahrhunderts, am Ausgang der Ordensritterzeit, im großen und ganzen nicht verändert. Die Stadtmauer mit ihren Toren und Türmen, Georgskirche und Schloß, das Rathaus inmitten der Giebelhäuser mit ihren roten, steilen Dächern, bildeten ihren wesentlichen Eindruck. Das tiefe Ziegelrot der Mauern und Dächer vergoldete die sinkende Abendsonne mit ihren letzten Strahlen, so daß es den Anschein hatte, daß die Stadt in Glut gerate. Daher stammt auch das in Ostpreußen bekannte Wort: „Er glüht wie Rastenburg“. Vornehmlich der Blick vom Galgenberg auf die Stadt ließ diese Erscheinung besonders deutlich werden.

Staatliche und kirchliche Neuordnung

Bei der Umwandlung des Ordensstaates in das Herzogtum Preußen im Jahre 1525, mit der eine Änderung der Verwaltung verbunden war, blieb Rastenburg Verwaltungsmittelpunkt. An die Stelle der obersten Gebietiger des Ordens traten vier Regimentsräte. Den Verwaltungsbezirken der ehemaligen Komture, Pfleger und Vögte entsprachen die neuen Hauptämter, deren Vorsteher, Amtshauptleute genannt, aus dem Adel genommen wurden. Der erste Amtshauptmann in Rastenburg war ein Ernst von Rechenberg. Zugleich wurde

die Stadt der Sitz der kirchlichen Verwaltung für das östliche Masuren. Der Rastenburgener Erzpriester wurde Vertreter des Bischofs für die Wildnis und erhielt die Aufsicht über 55 Kirchen.

Das Rastenburgener Religionsgespräch

Die Einführung der Reformation brachte aber neben der Neuordnung der Bistümer auch innere Kämpfe mit sich, denn Schwarmgeisterei hatte sich auch im Herzogtum breitgemacht. In diesen Auseinandersetzungen spielte auch Rastenburg eine Rolle. Am 30. und 31. Dezember 1531 fand hier in Gegenwart des Herzogs Albrecht in der Erzpriesterwiddem das sogenannte Rastenburgener Religionsgespräch statt. Auf diesem Colloquium führten seitens der Lutheraner der Bischof von Pomesanien, Dr. Paulus Speratus und die Prediger Dr. Johann Poliander und Michael Meurer und für die Wiedertäufer (Schwenkfeldianer) Ecker und Zenker das Wort. Aus dem Bericht Hennebergers kann man entnehmen, daß es in jenen Tagen in der stillen und friedlichen Widdem recht lebhaft und hitzig zugegangen sein muß. Irgendein Ergebnis aber hatte das Wortgefecht nicht.

Darauf erschien im folgenden Jahre der Herzog in Rastenburg und bewirkte zunächst, daß ein neuer Rat und ein seinen Absichten gefügiger Bürgermeister gewählt wurde, letzterer aus dem Schuhmachergewerk, das zur Ausübung öffentlicher Ämter für unfähig erklärt worden war. Der Magister Meldius, welchen der Amtshauptmann bisher nicht hatte einführen wollen, konnte nun sein Amt antreten. Er war ein Anhänger der Rechtfertigungslehre Osianders, der lehrte, die Rechtfertigung sei nicht eine Gerechterklärung, wie Luther verkündet hatte, sondern eine Gerechtmachung durch Christi Vereinigung mit den Gläubigen. Es gelang ihm auch, den Rektor der Schule zu vertreiben und die Berufung eines Gesinnungsgegners durchzusetzen. Eine Folge dieser Vorgänge war es, daß, als später Herzog Albrecht die Einführung der Lehren Osianders im ganzen Lande verlangte, nur Rastenburg und Königsberg zustimmten, während alle anderen Städte und der immer mächtiger werdende Adel protestierten.

Die Lateinschule und die „Deutsche Mädchenschule“

Mit der Reformation ging Hand in Hand Albrechts Eintreten für das höhere Schulwesen. Er gründete im Jahre 1544 die Universität zu Königsberg und, um ihre Studenten heranzubilden, mehrere lateinische Schulen. So erhielt 1546 auch Rastenburg eine Lateinschule, die später ihm zu Ehren Herzog Albrecht-Schule genannt wurde. Die ersten Schulräume befanden sich über der polnischen Kirche, die da-

mals noch kleiner war. Hier hatten auch die Lehrer, es waren zunächst nur drei, ihre Wohnung frei. Der Lehrplan enthielt außer dem Elementarunterricht im Lesen und Schreiben, nur Religion, Kirchengesang und Latein. Bei dieser Beschränkung konnte trotz aller sonstigen Mängel soviel geleistet werden, daß die Begabtesten das Ziel der Entlassung zur Universität erreichten. Durch öffentliche Schalexamen und Schulaufführungen bot die Schule auch der Bürgerschaft geistige Anregungen.

Solange die Lateinschule die einzige Schule war, waren die Bürger, die ihre Söhne Lesen und Schreiben lernen wollten, gezwungen, sie auf die Unterstufe der Lateinschule zu schicken. Als Handel und Verkehr aber im 16. Jahrhundert sich rasch entwickelten, vermißte man vor allem den Rechenunterricht. So taucht denn 1581 eine halb private, halb öffentliche Schule auf, die Lesen, Schreiben und Rechnen betrieb. Die neue Schule wurde im Gegensatz zur Lateinschule die deutsche Schule genannt. Diese Schule nahm — für das ausgehende 16. Jahrhundert noch etwas Ungewöhnliches — auch Mädchen auf, für die bisher die einzige Ausbildungsmöglichkeit der teure Privatunterricht gewesen war. Sie hatte deshalb die merkwürdige Bezeichnung „Deutsche Mädchenschule“, obgleich die Knaben in der Mehrzahl waren. Es war eine einklassige Schule mit einem Lehrer, dem Mädchenschulmeister. Da dessen Besoldung nur recht kümmerlich war, waren einigermaßen vorgebildete Lehrer nicht zu haben. Meistens waren es daher Handwerker, die die Schulmeisterei im Nebenberuf trieben.

Der Niedergang der Stadt im 17. Jahrhundert

Die Jahre von 1525 bis 1625 waren die Blütezeit Rastenburgs. Die Stadt wuchs weiter. Zu der Freiheit und der Königsberger Vorstadt trat die Angerburger Vorstadt. Im 17. Jahrhundert hatte die Stadt bereits 2000 Einwohner. Als in der Wildnis die Städte Angerburg, Lötzen und Lyck entstanden, blieb Rastenburg trotzdem der Vorort Masurens.

Dann begann eine Zeit des Unglücks und des Niedergangs. Die Pest im Jahre 1625 raffte die Hälfte der Bevölkerung dahin. 1628 trat sie wieder auf, und die Pestjahre 1638, 1653, 1657 und 1658 entvölkerten die Stadt von neuem. Krieg und Einquartierung zerrütteten die städtischen Finanzen. Am 26. November 1628 überfiel im ersten schwedisch-polnischen Krieg der polnische Söldnerführer Butler die Stadt, plünderte sie völlig aus und hielt sie bis Weihnachten 1629 besetzt. Die Stadt mußte die polnischen Horden nicht nur verpflegen, sondern ihnen auch die Löhnung zahlen und dazu viele tausend Gulden aufnehmen. Noch waren diese Schulden nicht gedeckt, da brachte der

zweite schwedisch-polnische Krieg (1655—1660), der dem Herzogtum 1657 die Befreiung von der drückenden Lehnsabhängigkeit brachte, neue ungeheure Lasten. Zwar konnten die Tataren, die Masuren in so grauenvoller Weise verwüsteten, der wohlbefestigten Stadt nichts anhaben und mußten unverrichteter Sache abziehen. Zwei ihnen abgenommene Gefangene wurden in dem dicken Schilf auf dem Mühlenteich arquebusiert und hernach unter das Eis gesteckt. Die Stadt wurde aber dank ihrer Lage in der Mitte des Herzogtums zum Hauptetappenort für die brandenburgische und die schwedische Armee und hatte fünf Jahre lang eine riesige Einquartierung zu tragen. Sie hat sich von diesen Schlägen nicht mehr erholt. Die scharfe Anspannung der Steuern unter dem Großen Kurfürsten und die schlechte städtische Verwaltung in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts taten ein übriges, um den Wohlstand zu untergraben. Besonders die Amtstätigkeit unter dem Bürgermeister Georg Heiligendörfer 1655 bis 1667 war verhängnisvoll, weil seine Wirtschaft leichtfertig war. Im Jahre 1677 hatten die Schulden die stattliche Höhe von 10 000 Talern erreicht, und die Stadt suchte um ein Freijahr nach, worauf sie in der Kontribution herabgesetzt wurde. Die Stadtmauer fing an einzufallen, Tore und Türme wurden brüchig, Dutzende von Bürgerhäusern standen wüst und verfielen. Die Stadt mußte ihre Dörfer Prangenaue und Bürgersdorf und ihre Wälder Görlitz und Bürgersdorf verkaufen oder verpfänden. Dem tüchtigen und uneigennützigen Stadtkämmerer und späteren Bürgermeister Melchior Hippel gelang es allerdings in den Jahren 1696 bis 1723, die zerrütteten Finanzen der Stadt wieder zu ordnen und die veräußerten Wälder wieder zu erwerben.

Die Familie Hippel spielte auch im 18. Jahrhundert in der Stadt eine führende Rolle und stellte noch mehrmals den Bürgermeister. Bis in die Gegenwart hinein lebte das Andenken seines ältesten Sohnes Christoph (1690—1735) in der Stadt fort. Er starb ohne Leibeserben in Breslau und vermachte der Stadt ein Legat von 1000 Talern. Von den Zinsen war u. a. ein Teil zu einer jährlichen „Kollation für den ganzen Magistrat und Eltesten der Bürgerschaft“ bestimmt. Diese „Hippelfeier“ des Magistrats fand bis in die letzte Zeit alljährlich in der Görlitz statt. Seinen Namen trugen Hippelstraße und Hippelschule.

Das 18. Jahrhundert — Die Salzburger — Neue Unglücksfälle

In den schweren Zeiten des 17. Jahrhunderts war die führende Stellung Rastenburgs im Land verlorengegangen. Die Städte der Wildnis hatten mittlerweile gelernt, auf eigenen Füßen zu stehen, und einige, wie Insterburg, hatten unsere Stadt überflügelt. Auch das fol-

gende Jahrhundert brachte keinen Aufstieg, und die Stadt blieb auf ihren 2000 Einwohnern stehen. Die starke Garnison, die Rastenburg erhielt, konnte daran nichts ändern.

Als im Jahre 1732 König Friedrich Wilhelm I. ca. 20 000 Salzburger in Ostpreußen aufnahm, wurde eine Anzahl von ihnen als Bauern und Handwerker auch in der Umgebung von Rastenburg angesiedelt. Viele tüchtige Persönlichkeiten sind aus ihren Reihen hervorgegangen. Sie sind auch für Rastenburg von Bedeutung gewesen. Es sei an die Familien Beyer, Gauer, Hundrieser, Modricker, Palfner und Schweiger erinnert.

Neue Unglücksfälle ließen aber die Stadt immer mehr verarmen. Im Siebenjährigen Krieg wurde die Stadt von den Russen besetzt und mußte außer der schweren Einquartierung eine große Kriegskontribution zahlen. Im Jahre 1761 vernichtete ein großer Brand 31 Wohnhäuser, 9 Chaluppen, 3 Malzhäuser, 88 Scheunen und einen Speicher und brachte viele Bürger an den Bettelstab. Das schöne Rathaus aus der Ordenszeit, das am alten Markt stand, mußte 1779 abgebrochen werden, und es war kein Geld da, ein neues zu bauen. Vier Jahre dauerte es, bis der Bürgermeister den Schutt wegräumen ließ, sieben Jahre, bis der Stadtkämmerer Rechnung gelegt hatte. Die Regierung rügte, „daß hier alles so schläfrig zugehe; die Sache solle nicht wieder der Rastenburger Gewohnheit nach verschleppt werden“. Die Katharinenkirche auf der Vorstadt, die zu den ältesten Kirchen Preußens gehörte, mußte man verfallen lassen und schließlich zum Abbruch verkaufen.

Die Franzosenzeit

Neue riesige Lasten brachte der Stadt und der Bürgerschaft die Franzosenzeit von 1806 bis 1813. Besonders bei dem Durchzug der Franzosen nach Rußland im Jahre 1812 erwuchsen ihr große Kosten, da sie an der Heerstraße von Osterode nach Insterburg lag. Andauernd fanden Durchmärsche fremder Truppen statt. So zog das gesamte 4. italienische Armeekorps unter dem Vizekönig von Italien divisionsweise durch die Stadt und erhielt hier Quartier. Häuser, Scheunen und selbst die Arbeiterwohnungen der Bauernvorstadt, Hospitäler und Pfarrwohnungen mußten genommen werden, um Quartiere für die ungebetenen Gäste herzurichten. Die Stadt hatte damals drei Tage lang 10 000 Mann Einquartierung, d. h. 5 Mann auf den Kopf der Bevölkerung. Der Vizekönig von Italien selbst hatte am 12. Juni 1812 im Hause Nr. 8 der späteren Königsberger Straße sein Hauptquartier aufgeschlagen. Eine weitere geschichtliche Erinnerung aus dieser Zeit knüpft sich auch an das Haus Nr. 20 der Königsberger Straße, in dem die Königin Luise am 5. Dezember 1806 auf

ihrer Flucht nach Königsberg Unterkunft fand. Die Stadt hat ihren Schaden aus den Kriegsjahren später auf etwa 100 000 Taler berechnet, eine Riesensumme für damalige Verhältnisse. Dazu kamen böse Krankheiten, Stockung des Handelsverkehrs, große Dürre und Wassermangel. Der Wohlstand sank gewaltig.

Die Einführung der Städteordnung

Der Ausgang des unglücklichen Krieges 1806/07 hatte in Preußen die Einführung der Stein-Hardenbergschen Reformen zur Folge. In deren Zug wurde am 18. November 1808 die Städteordnung erlassen, durch die die Städte die Selbstverwaltung erhielten. Am 23. Januar 1809 wurde die Städteordnung feierlich eingeführt, und Rastenburg mußte seine erste Stadtverordnetenversammlung wählen. Nach heutigen Begriffen war das Wahlrecht alles andere als demokratisch. Wahlberechtigt waren nur diejenigen Bürger, welche ein jährliches Einkommen von 150 Talern nachweisen konnten. Das Bürgerrecht erhielt man aber nur durch Zahlung einer bestimmten Summe.

Das sah in Rastenburg so aus: Von den 2267 Einwohnern der Stadt hatten nur 282 das Bürgerrecht und von diesen wieder waren nur 182 wahlberechtigt. Gewählt wurden nach dem Dreiklassenwahlrecht 24 Stadtverordnete. Zwei Drittel der Gewählten mußten Hausbesitzer sein. Die erste Wahl zeigte einen klaren Sieg der Handwerker. Die Stadtverordneten hatten dann den Magistrat zu wählen. Die Sitzungen der Stadtverordneten fanden alle vier Wochen statt, anfangs auch häufiger und waren bis 1848 geheim. Ein Rathaus gab es nicht. Die erste Sitzung tagte in einem Privathaus.

Die parlamentarischen Gepflogenheiten der neugewählten Stadtväter waren in den ersten Jahren nicht gerade fein. Viele, die nicht fähig waren, ein solches Amt zu bekleiden, verloren die Lust und mußten durch Strafen gezwungen werden, an den Sitzungen teilzunehmen. Sie waren sich über ihre Rechte nicht im klaren und setzten Kommissionen für Sachen ein, die die Stadt nichts angingen. Da sie den Magistrat wählten, glaubten sie, sie könnten ihn auch absetzen bis ihnen die Regierung dies Vergnügen legte und wiederholt mahnte, mit dem Magistrat in jener Eintracht zu leben, die das wahre Wohl der Stadt dringend erfordere. Gerügt wurde auch, daß „einige Herren Stadtverordnete selbst in der Session sich unanständig betragen und gegen ihre Mitglieder Grobheiten sich bedienen“. Mit Verwunderung erfahren wir auch, daß die Stadtverordneten bei ihren Sitzungen Bier und Branntwein tranken und Tabak rauchten. Noch am 9. Januar 1811 mußte die Regierung gegen derartige Anstandswidrigkeiten Stellung nehmen.

Hygienische Verhältnisse — Das Cholerajahr

Seit den schweren Pestjahren im 16. und vor allem im 17. Jahrhundert war die Stadt von schweren Seuchen verschont geblieben, wenn man von einer kurzen Notiz in Schaffers Chronik absieht, nach der im Juli 1699 60 Kinder an den Pocken starben. Die elenden Wohnverhältnisse und die unhygienischen Straßenverhältnisse hatten die Ausbreitung der Seuchen unterstützt. Die Aborte befanden sich an den Häusern nach der Straßenseite. Inmitten der Stadt lagen die Düngergruben, auf den Straßen trieben sich herrenlose Hunde umher. Sehr langsam erst wurde es in dieser Hinsicht besser. Über die Bekämpfung der Hundepilgung lesen wir bei Schaffer, daß im Jahre 1671 73 Hunde totgeschlagen wurden. Der Chronist fügt hinzu, daß die große Anzahl der herrenlosen Hunde an orientalische Zustände erinnere. Am 4. Januar 1776 verordnet der Magistrat die Verlegung der Aborte nach der Hofseite. Als 1802 eine Verfügung erlassen wird, die Düngergruben aus der Vorderen Neustadt zu entfernen, beschwerten sich die Bürger bei der Regierung. Noch 1850 weigert sich ein Fleischer, seine Dunggrube vom Paradeplatz zu entfernen, so daß zwangsweise vorgegangen werden muß.

Im Jahre 1831 wird die Stadt dann noch einmal von einer Seuche heimgesucht, diesmal von der Cholera, die im frühen Sommer von Polen her sich der Grenze nähert. Es werden sofort alle nötigen Vorichtsmaßnahmen getroffen. An den Stadteingängen werden Posten aufgestellt, um verdächtige Personen, vor allem Händler und Hausierer, die sich über die Grenze geschlichen haben, anzuhalten. Doch am 29. Oktober hat die Seuche auch Rastenburg erreicht, der erste Todesfall tritt auf. Der Ausbruch der Seuche wird durch Trommelschlag bekannt gemacht. Zahlreiche Bürger stellten sich freiwillig zur Verfügung, um im Sanitätsdienst und in der Fürsorge für Witwen und Waisen tätig zu sein. Die Seuche dauerte bis zum 13. Januar 1832. Es erkrankten insgesamt 210 Personen, von denen 94 starben. Der Stadt entstanden durch die Bekämpfung der Seuche und soziale Hilfsmaßnahmen 1100 Taler Unkosten.

DAS 19. JAHRHUNDERT (1818—1914)

Neuer stetiger Aufstieg

Nach den Jahren des Niedergangs im 17. und 18. Jahrhundert setzte mit dem siegreichen Ende der Befreiungskriege ein neuer stetiger Aufstieg der Stadt ein. Bei der Neueinrichtung des preußischen Staates blieb Rastenburg Sitz der Verwaltung, da es der Hauptort des am 1. Februar 1818 neu begründeten gleichnamigen Kreises wurde. Ebenso blieb es Garnison, und zwar lag in der Stadt ein Jägerbataillon. Die Lateinschule, die seit ihrem Bestehen eine große Reihe tüchtiger Männer zur Universität entlassen hatte, wurde 1817 in ein Königliches Gymnasium umgewandelt. Im selben Jahre konnte auch das neu errichtete Schulgebäude neben der St. Georgskirche eingeweiht werden. Mehrmals mußte das Gebäude durch Anbauten erweitert werden. Das neue Gymnasium in der Wilhelmstraße wurde in den Jahren 1905 bis 1907 errichtet. In immer steigendem Maße wurde die Schule der kulturelle Mittelpunkt für eine weitere Umgebung. — Seit 1831 erschien, von August Haberland begründet, die „Rastenburger Zeitung“, die jahrzehntelang im südöstlichen Ostpreußen die einzige blieb. Zuerst nur als Wochenblatt, das vor allem amtliche Bekanntmachungen und Anzeigen veröffentlichte, herausgegeben, erreichte die Zeitung unter der Leitung von Wilhelm Kowalski eine beachtliche Höhe. Zu einem echten Heimatblatt machte sie dann Arthur Springfeld, der, in Rastenburg geboren und aufgewachsen, seine Vaterstadt glühend liebte. In den „Rastenburger Heimatblättern“ wußte er ihre Vergangenheit, Reize und Schönheiten eindringlich zu würdigen.

Steigender Verkehr — Bahnen und Chausseen

Auch auf wirtschaftlichem Gebiet ging es nun unaufhaltsam aufwärts. Zwar starben infolge der neuen Gesetzgebung die alten Innungen ab, aber die Freizügigkeit und die Einführung der Gewerbefreiheit belebten in anderer Weise Handel und Gewerbe. Vor allem blühten diese auf, als die Verkehrswege erheblich verbessert wurden. Von 1834—1840 wurde die Chaussee Königsberg—Rastenburg gebaut, die bald den größten Verkehr aller ostpreußischen Straßen aufwies. 1852 wurde die Chaussee nach Lötzen in Betrieb genommen, 1869 die nach Barten und nach Drengfurt, 1870 die nach Sensburg, 1875 die nach Röbel. 1867 erhielt die Stadt auch den lange ersehnten Eisenbahnanschluß durch Eröffnung der Eisenbahn nach Königsberg. Eine Ausdehnung der Stadt nach dem Bahnhof war vorläufig nicht möglich, da das dazwischen liegende Gelände der Domäne gehörte, und

die Stadt vergeblich sich bemühte, es zu erwerben. 1863 wurde in Rastenburg auch eine Telegraphenstation errichtet.

Die ersten Industrieunternehmen

Der steigende Verkehr zog dann die in der Entwicklung befindliche Industrie an. 1843 errichteten die Brüder Reschke am Neuen Markt eine Eisen- und Glockengießerei. Die Familie Reschke betrieb die Gelbgießerei ursprünglich auf der Freiheit. 1893 übernahmen Gotthardt und Hermann Reschke das Geschäft auf dem Neuen Markt. Gotthardt gehörte seit 1895 dem Magistrat an. Nach seinem Ausscheiden wurde Hermann Stadtverordneter und später bis 1919 Stadtverordnetenvorsteher, dann Magistrats- und Kreisausschußmitglied. 1943 starb Hermann Reschke im Alter von 90 Jahren. Um Stadt und Kreis Rastenburg hat er sich sehr verdient gemacht. Die Stadt ernannte ihn zu ihrem Ehrenbürger und benannte die Verbindungsstraße von der Lötzer Chaussee zum Bahnhof Reschkestraße.

Ein anderes Unternehmen, die alte Hausmühle, die bis dahin ein kümmerliches Dasein geführt hatte, nahm einen großen Aufschwung als Louis Kolmar sen. es erwarb. Die Mühle hatte ein altes Privileg und die Wassergerechtigkeit von den Stürlacker Seen für sich in Anspruch zu nehmen. Zur Erhöhung der Leistungsfähigkeit schaffte Kolmar die erste Dampfmaschine an, baute die Ober- und Untermühle sowie mehrere Speicher und betrieb einen ansehnlichen Getreidehandel. Nach seinem Tode übernahm sein Schwiegersohn Eduard Palfner das Unternehmen, erweiterte dasselbe durch Speicheranlagen und baute den Umfang des Geschäftes erheblich aus. Palfner, der auch viele Ehrenämter innehatte, wurde ein sehr wohlhabender Mann und Kommerzienrat. Er starb 1911.

Das Mühlenunternehmen hatte er bereits im Jahre 1903 an Adolf Gramberg, den zweiten Sohn des Besitzers der Burgmühle in Röbel, verkauft. Diesen Mann zeichneten nicht nur hervorragende Geistesgaben, sondern auch beste menschliche Eigenschaften aus. Die Rastenburg Mühlenwerke führte er zu bemerkenswerter Höhe. Die Roggen- und Weizenmühle wurden neu erbaut und mit den modernsten Maschinen ausgestattet, die tägliche Leistung auf 2000 Zentner gesteigert. Die Mühle wurde damit die drittgrößte in der Provinz. Den Mühlenteich ließ Gramberg zuschütten und an dieser Stelle den stattlichen Bahnspeicher errichten. An der Sensburger Chaussee errichtete er eine vorbildliche Arbeitersiedlung. Viele Jahre hindurch war er Stadtrat, Kreistag- und Kreisausschußmitglied und hatte viele Ehrenämter. Die Stadt zeichnete ihn mit der Würde eines Stadtältesten aus. Am 27. Januar 1945 wurde Adolf Gramberg 71 Jahre alt und wie viele seiner Mitbürger von den einrückenden Russen ermordet.

Im Jahre 1863 eröffnete Wilhelm Hermann Beyer und Rudolf Lenz eine Eisengießerei und Maschinenfabrik auf der Freiheit. Nach dem Tode von Rudolf Lenz übernahm J. Schönauer die Fabrik. Als auch dieser 1925 starb, ging die Fabrik ein und wurde zu Wohnungszwecken umgebaut.

Das Handwerk rührt sich

Auch die Handwerker rührten sich. 1863 schlossen sie sich zu einem Gewerbeverein zusammen und begründeten in demselben Jahr nach dem Muster der Schulze-Delitzschen Genossenschaften die Kreditbank. Die günstige Entwicklung der Genossenschaft hielt auch an, nachdem man beschlossen hatte, die Tätigkeit auf den Kreis auszuweiten. Noch vor dem ersten Weltkrieg entstand das neue Geschäftsgebäude auf dem Wilhelmsplatz. Erst der unglückliche Ausgang des Weltkrieges schloß auch ihre Tore und zerstreute die Mitglieder in alle Welt. Die Kreditbank war nicht das einzige Geldinstitut in Rastenburg. Bereits 1840 war die Stadtparkasse, 1848 eine Nebenstelle der Preußischen Staatsbank eingerichtet worden. Später kamen noch weitere Bankgeschäfte hinzu. Der Wilhelmsplatz war das Bankviertel der Stadt geworden.

Wachsende Bevölkerungszahlen

Die Bevölkerung der Stadt wuchs schnell. Die Einwohnerzahl stieg von 2200 im Jahre 1815 auf 3500 im Jahre 1825; 1845 betrug sie 4500, 1865: 5500, 1875: 6100, 1885: 7200.

Danach hat Rastenburg seine Stelle unter den größten ostpreussischen Städten nicht halten können. 1945 stand es an zehnter Stelle. Daran waren einige verpaßte Gelegenheiten schuld. Im Jahre 1811 wurde ernstlich der Plan erwogen, Rastenburg zur Hauptstadt eines Regierungsbezirks für das südliche Ostpreußen zu machen. Die Not der damaligen Zeit verhinderte die Stadt, diesen Plan von sich aus kräftig zu unterstützen. Noch schlimmer war es, daß es der Stadt nicht gelang, den Bahnkreuzungspunkt der neuen Strecke Insterburg—Allenstein mit der Südbahn für Rastenburg zu erhalten. Ebensowenig erreichte die Stadt, daß das neugegründete Landgericht 1879 anstatt nach Bartenstein nach Rastenburg gelegt wurde.

Von der Kleinstadt zur Mittelstadt

Der allgemeine Aufschwung der Wirtschaft nach dem Kriege 1870/71 kam der Stadt dennoch zugute. Die tüchtigen Bürgermeister Jeglinski

(1875—1879), Wiewiorowski (1879—1896) und Pieper (1897—1921) verstanden die günstigen Verhältnisse für die Stadt auszunützen. Im Jahre 1877 erhielt Rastenburg das Landgestüt. Die Stadt gab das ganze große Gelände dazu unentgeltlich her.

Besonders bedeutsam für die Entwicklung der Stadt war die Amtszeit des Bürgermeisters Feodor Wiewiorowski. Aus der Kleinstadt entwickelte sich die Mittelstadt. Das im Westen gelegene Scheunenviertel, die sogenannte Bauernvorstadt, sowie das Oberteichviertel erhielten zahlreiche Neubauten. Größere Mittel wurden für den Erwerb von Grundstücken, für Straßenverbreiterungen sowie für die Verbesserung des Straßenpflasters aufgewendet. 1879 wurde die Straßenbeleuchtung eingerichtet. Sie bestand aus 41 Laternen auf hölzernen Pfählen. Zu Beginn der Amtszeit des Bürgermeisters Wiewiorowski kam auch endlich der Neubau des Rathauses voran. 1881 wurde ein Bauplatz am Wilhelmsplatz erworben, 1885 wurde der Bau, der von Zimmermeister Heinrich Modricker ausgeführt wurde, begonnen, 1886 wurde er bezogen. Nach Inbetriebnahme des städtischen Schlachthauses an der Neuen Sorge (Moltkestraße) konnten die privaten Schlachtstätten und die hölzernen Schweineställe beseitigt und eine größere Reinlichkeit erzielt werden. 1890 zerstörte ein großes Schadenfeuer den von den Straßenzügen der Logen-, Friedrich- und Moltkestraße eingeschlossenen Baublock und einige angrenzende Gebäude. Die vom Brande betroffenen Grundstücke wurden vom Kreis erworben, der unter Führung des Landrats von der Trenk im Jahre 1895 das Kreishaus errichten ließ. 1896 folgte der Neubau der katholischen Kirche. Beide Gebäude erbaute wiederum Zimmermeister Heinrich Modricker.

Neue Industrieunternehmen

Von großer Bedeutung für die Stadt war der Bau der Zuckerfabrik, die 1882 auf Neuendorfer Gelände errichtet wurde. Sie gab den Handwerkern lohnende Beschäftigung und den Arbeitern Winterarbeit. Unter der Leitung ihrer Direktoren Reimann, Krause und Linnenkohl entwickelte sie sich zu einer der größten Zuckerfabriken des deutschen Ostens. Während des ersten Weltkrieges wurden ihre sämtlichen Maschinen ausgebaut. Es gelang aber im Jahre 1921 neue zu kaufen und einzubauen, so daß die Leistungen bis zum Ende der Hitlerzeit auf 20 000 Zentner tägliche Leistung gesteigert werden konnte. — In den achtziger Jahren entstanden auch die Aktienbrauerei und die Wilkesche Hefefabrik, in den neunziger Jahren die Raiffeisengenossenschaft. Das 1911 in der Bahnhofstraße errichtete Geschäftsgebäude war eine Zierde der Stadt. Durch den Erwerb der

Neumühler Handelsmühlen A. G. wurde die Leistungsfähigkeit der Genossenschaft erheblich verstärkt.

Die Carlshöfer Anstalten

Im Jahre 1882 wurde von Superintendent Klapp die Heil- und Pflegeanstalt Carlshof gegründet. Sie entstand auf einem ursprünglichen Vorwerk von Woplauken und war zunächst nur als Pflegeanstalt für Epileptiker gedacht, erweiterte aber ihre Aufgaben. Eine Fürsorgeanstalt, ein Brüderhaus für Diakone, eine Arbeiterkolonie und andere Abteilungen schlossen sich an. Carlshof hatte 50 Gebäude; eine landwirtschaftliche Nutzfläche von 2000 Morgen gab der Anstalt eine gesunde Grundlage. 1500 Menschen wurden hier betreut, 60 Diakonissen und viele treue Hausväter standen in Arbeit. Das 1922 von Westpreußen hierher umgelagerte Predigerseminar fand später ein eigenes Heim in Kl. Neuhof. Unauslöschlich mit der Geschichte Carlshofs verbunden ist die Familie Dembowski, von der drei Männer die Anstalt geleitet haben. Im zweiten Weltkrieg fiel die Anstalt dem Hitlerismus zum Opfer. Die Kranken wurden fortgebracht, wir wissen heute wohin, und die SS bezog die Anstalt, die jahrzehntelang im Dienste christlicher Nächstenliebe Großes geleistet hatte.

Bereits im Jahre 1865 war in Rastenburg selbst, auf Anregung des Regierungspräsidenten von Salzwedel, der im Kreise Rastenburg begütert war und großes Interesse für die Stadt hatte, die Idiotenanstalt entstanden. Sie wurde wegen ihrer günstigen Entwicklung im Jahre 1908 als „Provinzialanstalt für Schwachsinnige“ von der Provinz übernommen.

Rastenburg wird wieder Garnisonstadt

Von größter Bedeutung für die weitere Entwicklung der Stadt war jedoch, daß sie an der Jahrhundertwende nach 50jähriger Unterbrechung wieder Garnison erhielt. Das Grenadierregiment König Friedrich der Große 3. Ostpr. Nr. 4, das älteste, 1626 gegründete Regiment der preußischen Armee wurde von Allenstein, wo es längere Zeit gestanden hatte, nach Rastenburg verlegt. Am 1. Oktober 1898 zog es unter der Führung des Obersten von Linsingen in die auf Carlsberger Gelände an der Königsberger Chaussee neu erbauten Kasernen. Da Rastenburg außerdem einen Brigadestab und ein Bezirkskommando erhielt, wozu im Dezember 1912 noch eine Abteilung und der Stab des 82. Feldartillerieregiments kam, wurde es eine ausgesprochene Garnisonstadt. Die Einwohnerzahl entwickelte sich nun sprunghaft. 1897 hat die Stadt 8115, 1919: 11 727, 1929: 15 252 und 1939: 19 600 Einwohner.

Die Amtstätigkeit Bürgermeister Piepers

Kurz vor der Verlegung der 4. Grenadiere nach Rastenburg hatte die Stadt in Wilhelm Pieper einen Bürgermeister erhalten, der den Aufgaben, die seiner warteten, gewachsen war. 24 Jahre, von 1897 bis 1921 leitete er mit umsichtiger Hand die Geschicke der Stadt und versagte auch nicht in der harten, schweren Zeit des ersten Weltkrieges.

Da für die vielen Offiziere und Beamten Wohnungen gebaut werden mußten, entstanden ganze neue Stadtteile. Nach den Infanteriekasernen zu wurde die Kaiserstraße ausgebaut, nach der Artilleriekaserne die Schulstraße. Am 25. August 1900 vernichtete ein in der Schützenstraße ausgebrochener Scheunenbrand um die Mittagszeit durch Flugfeuer die Scheunen und Häuserzeile an der westlichen Seite der Wilhelmstraße mit dem Spritzenhaus und dem Dachstuhl des Rathauses. Dort entstand dann sechs Jahre später der Neubau des Gymnasiums.

Zug um Zug erhielt die Stadt nun auch alle Bequemlichkeiten, die man von einer modernen Mittelstadt erwartet. 1899 entstand die Gasanstalt. Ein Jahr später erfolgte die Anlage des Fernsprechnetzes. 1901/02 wurde das Wasserwerk nach vergeblichen Bohrversuchen in der Nähe der Stadt an der Guber bei Galbunnen erbaut. 1902 wurde auch der neue Schlachthof gebaut. Hierzu wurde der Rest des sogenannten Buchmannschen Roßgartens an der Hippelstraße — früher zum Georgental gehörend — verwendet. Der alte Schlachthof an der Moltkestraße wurde Stadthof und Feuerwehrdepot. 1907/08 folgte schließlich der Bau der Kanalisation mit Kläranlage. Außerdem wurde eine durchgreifende Verbesserung des Straßenpflasters der Stadt vorgenommen, die Straßenzüge wurden mit schwedischem Reihensteinpflaster versehen.

Weitere Verkehrsverbesserungen

Besonderes Augenmerk richtete man auf die Verbesserung des Verkehrs. 1898 entstanden die Kleinbahnen nach Sensburg, Rhein, Barten und Drengfurt, die später nach Gerdauen, Nordenburg und Insterburg erweitert wurden. 1907 wurde die Bahnstrecke nach Angerburg und Röbel gebaut. Dazu gab die Stadt das Gelände innerhalb der Stadtgrenzen und einen Baukostenzuschuß. Kurz vor dem ersten Weltkrieg sollte ein zweites Gleis gelegt werden. Die Strecke nach Angerburg führte durch die Görlitz. Der Haltepunkt Görlitz lag am Partscher Hauptweg unweit des alten Tanzplatzes. Der Haltestelle gegenüber wurde 1911 das Waldrestaurant errichtet. Dadurch wurde der herrliche Wald mit seinen malerischen Seen, dem Nixengrund und seinen prächtigen alten Baumbeständen ein beliebtes, leicht zu-

gängliches Ausflugsziel für die Bevölkerung. Als nach dem ersten Weltkrieg dann vor allem die Jugend lieber an den Moysee zog, wo an dem Teufelsstein eine geeignete Freibadestelle war, wurde auch hier eine größere Erfrischungshalle errichtet und ein Steg in den See gebaut. Auch die Bürgersdorfer Forst wurde durch drei Haltestellen der Kleinbahn nach Sensburg-Rhein sehr viel besser zugänglich. Ihren Waldbesitz hat die Stadtgemeinde nicht nur pfleglich behandelt und geschont, sondern auch durch Zukauf noch vermehrt. Mit großer Liebe und viel Verständnis hat insbesondere Forstmeister Schneeweiß die städtischen Waldbestände betreut.

Zu dieser Zeit entsteht auch am Oberteich der stattliche Neubau des Kreiskrankenhauses an dessen Zustandekommen Landrat von Schmidtseck besondere Verdienste hatte. Die Leitung wurde Dr. Ludwig Diehl übertragen, der an dieser Stätte bis zu seinem Tode am 27. Januar 1945 vorbildlich gewirkt hat. Seine Verdienste würdigte die Stadt durch die Benennung der Verbindungsstraße vom Oberteich zur Bartener Chaussee als Ludwig-Diehl-Straße.

Neubau von Schulen

Auch an den Neubau von Schulen mußte bei der schnell wachsenden Bevölkerungszahl gedacht werden. 1898 wurde das Volksschulgebäude neben der Kalankeschen Schule neu erbaut. Nach dem Neubau der Herzog-Albrechtsschule übernahm die Stadt das alte Gymnasium mit dem Direktorgarten. Hier entstand später der Lindenmarkt. Die Stadtmauer wurde durchbrochen und eine Verbindung zum alten Marktplatz hergestellt. Auf dem 1908 erworbenen alten Posthaltereigrundstück in der Bismarckstraße wurde 1913 zunächst die Turnhalle, nach dem Kriege dann die imposante Hippelschule neu erbaut.

Die Stadt wächst

Im Jahre 1910 gelang der Stadt endlich auch der Ankauf der Domäne, die sie für 240 000 Mark vom Fiskus erwarb. Damit kam auch das Schloß in städtischen Besitz. Es wurde völlig umgebaut und zu Wohnung hergerichtet. Später wurde das Finanzamt hineingelegt. Die Wirtschaftsgebäude der Domäne, die den Zugang vom Bahnhof zur Stadt verunzierten, wurden abgebrochen. An ihrer Stelle entstand ein schöner Schmuckplatz, für den Hermann Reschke einen Springbrunnen stiftete. Nach dem ersten Weltkriege wurde hier auch das Erinnerungsmal für die 4. Grenadiere errichtet. Durch den Erwerb des Domänenlandes konnte auch der ganze Stadtteil um den Königsplatz und die Bankmanstraße neu erschlossen und eine Verbindung von der Lötzer Chaussee über die Reschkestraße zum Bahn-

hof hergestellt werden. Ebenso wurden die romantischen Guberberge durch den Ankauf der Domäne städtisch. Der Verschönerungsverein bepflanzte sie und legte in ihnen Promenadenwege an, so daß das reizvolle Tal eine Sehenswürdigkeit der Stadt wurde. Als später noch zu den Anlagen die Martinsschlucht hinzukam, wurde eine Verbindung zur Heiligelinder Chaussee hergestellt.

1913 erwarb die Stadt weiter das Stadtgut Rasthöhe und 1919 Tannenhof. Durch den Erwerb dieses umfangreichen Landbesitzes wurde der Weg frei für die spätere bauliche Entwicklung.

Die Stadt im ersten Weltkrieg

Die aufsteigende Entwicklung der Stadt wurde durch den ersten Weltkrieg zunächst unterbrochen. Am 27. August 1914 rückten russische Truppen in Rastenburg ein und hielten die Stadt bis zum 2. September besetzt. Ein großer Teil der Bevölkerung war vor dem nahenden Feinde geflüchtet. Bürgermeister Pieper und mit ihm eine Reihe entschlossener Männer und Frauen waren jedoch in der Stadt verblieben und konnten durch ihr Eintreten größeres Unheil verhüten. Der entstandene Sachschaden war gering. Das Offizierskasino und das Stadtgut Charlottenberg wurden durch Feuer zerstört. Aber auch Menschenleben forderten die kriegerischen Ereignisse. Auf der Zuckerfabrik, in Carlshof und im Landgestüt wurden einige Männer erschossen. Das schwerste Geschick traf jedoch über 300 Männer, darunter halbe Kinder und Greise, die nach Sibirien verschleppt wurden. Ein großer Teil von ihnen starb dort, andere kehrten erst nach sechsjähriger Gefangenschaft in die Heimat zurück. Nach der siegreichen Schlacht bei Tannenberg wurde Rastenburg ein Jahr lang Hauptetappenort der 8., 9. und 10. Armee. Mehrmals weilte in dieser Zeit Hindenburg in der Stadt. Auch zahlreiche berühmte Männer besuchten Rastenburg, so der Schwede Sven Hedin und der Norweger Björnson der Jüngere. Auch als die Etappe weiter nach dem Osten verlegt wurde, herrschte in der Stadt reges militärisches Leben. Sie beherbergte große Lazarette, freiwillige Krankenpflege, Feldpostdirektion und Wagenpark. Dazu kamen die Ersatztruppenteile der 4er und der 82er und auch fortgesetzte große Einquartierungen.

Die erheblichen Kosten, die durch den Krieg der Stadt erwachsen, wurden getragen in der Hoffnung auf eine schnelle Entwicklung der Stadt nach dem Kriege. Der Zusammenbruch im November 1918 ließ diese Hoffnungen zuschanden werden.

Auch noch vor dem ersten Weltkrieg legte die Schützengilde, deren Schützenmeister Bürgermeister Pieper viele Jahre war, unter der eifrigen Mitwirkung ihrer Mitglieder Friedrich Rohmann und Heinrich Erdmann vor der alten Stadtziegelei den Schützengarten an. Da-

mit erhielt die Schützengilde, die auf eine jahrhundertealte Tradition zurückblicken konnte ein eigenes schönes Heim. In den letzten Jahren war der Garten prächtig eingewachsen und bot der gesamten Bürgerschaft ein beliebtes nahe gelegenes Ziel für Spaziergänge.

Der Umsturz

Der Umsturz vollzog sich in Rastenburg wie in anderen Städten durch die Bildung von Arbeiter- und Soldatenräten. Es kam zu Unruhen und Plünderungen der Kammern auf der Kaserne und der jüdischen Geschäfte von Katzki und Michalowski. Die Verwaltung von Stadt und Kreis blieb jedoch unverändert. Die besonnene Haltung des Landrats von Knyphausen und des Bürgermeisters Pieper bewahrten Kreis und Stadt vor größerem Unheil. Die fortschreitende Teuerung löste zwar mehrere Lohnbewegungen und Streiks aus. Doch allmählich trat Beruhigung ein, vor allem, als zwei Hundertschaften Schutzpolizei nach Rastenburg verlegt wurden und das auf der Kaserne liegende Bataillon wieder geordnet war. Die Parlamente von Stadt und Kreis wurden neu gewählt. In der Stadtverordnetenversammlung erhielten die Sozialdemokraten 14 Sitze, die bürgerlichen Parteien zusammen 16. Zum Stadtverordnetenvorsteher wurde Martin Modricker gewählt, der dieses Amt mit kurzer Unterbrechung bis 1932 innehatte. Seinem Geschick vor allem ist es zu verdanken, daß die Zusammenarbeit der städtischen Körperschaften in diesen nicht gerade leichten Zeiten immer reibungslos verlief.

Bürgermeister Pieper geht — Schrock wird Nachfolger

Im Jahre 1921 wurde Bürgermeister Pieper in Anerkennung seiner Verdienste um die Stadt zum Ehrenbürger ernannt und am 1. April in den Ruhestand versetzt. Er konnte auf große Erfolge in den langen Jahren seiner Amtsführung zurückblicken. Seine Tätigkeit wurde auch in der Provinz und im Reiche gewürdigt. So war er Vorstandsmitglied des Ostpr. Städtetages und stellvertretender Vorsitzender des Reichsstädtebundes. Ihm zur Seite standen hervorragende Mitarbeiter. Namen wie W. H. Beyer, Eduard Palfner, Carl Hundrieser, Gotthard und Hermann Reschke, Rudolf Lentz, Otto Rumey, Kalau vom Hofe, Gustav Küssner, Erdtmann, Lau und nicht zuletzt Adolf Gramberg bedeuteten etwas in ihrer Heimatstadt.

Nachfolger von Bürgermeister Pieper wurde Otto Schrock. Er war ein kluger und geschickter, redegewandter Mann; persönlich liebenswürdig, verstand er es, die Stadt bei den verschiedensten Gelegenheiten würdig zu vertreten. Bei der Bürgerschaft erfreute er sich großer Beliebtheit.

Die Nachkriegsjahre

Die Aufgaben der Nachkriegsjahre galten vor allem der Linderung der sozialen Not, der Behebung des Wohnungsleides und der Sorge um die wirtschaftlichen Schwierigkeiten. Die drohende Verlegung der Garnison wurde dadurch verhindert, daß die im Eigentum der Stadt befindliche Grenadierkaserne im Sommer 1923 dem Fiskus fast umsonst übereignet wurde.

Die Bautätigkeit belebte sich außerordentlich, und die Stadt vergrößerte sich nach dem Kriege erheblich. Durch den Bau der Siedlungen Rasthöhe und Krauseneck entstanden ganz neue Stadtteile.

Die Stadt selbst errichtete ein neues Gaswerk, modernisierte das Wasserwerk und die Kanalisation und legte ein elektrisches Ortsnetz im Anschluß an das Ostpreußenwerk an. Mit besonderer Sorgfalt nahm man sich der Schulen an. Das Lyceum wurde zum Oberlyceum ausgebaut und erhielt den stattlichen Neubau in der Schulstraße. Ebenso wurde für die Hippelschule der Neubau in der Bismarkstraße erstellt. Die Berufsschule, Höhere Handelsschule und die Haushaltungsschule fanden in der Provinzialanstalt ein eigenes Heim. Mit Stolz konnte sich Rastenburg als Stadt der Schulen bezeichnen.

Die Leistungen des Kreises

Die Leistungen des Kreises waren in dieser Zeit denen der Stadt ebenbürtig. Das Straßennetz wurde in umfangreicher Weise ausgebaut. Auch sorgte Landrat von Knyphausen dafür, daß rund 500 000 Mark aus der Patenschaft der Provinz Hannover nach Rastenburg flossen, welche zur Schaffung des Sportplatzes, zum Ankauf des Georgental für den Vaterländischen Frauenverein und für sonstige soziale Zwecke Verwendung fanden. Im Georgental entstand im Jahre 1921 der wohlabgewogene Bau des Kreisaltersheims nach den Plänen des Architekten Heinz Stoffregen, der das kostbare Bild des alten Wehrturms der Georgskirche von der Gubertalseite glücklich ergänzt.

Ein harter Wettstreit entstand bei dem Preisausschreiben für den Entwurf des Ehrenmals für die Gefallenen unserer beiden Regimenter und des Kreises Rastenburg. Es siegte schließlich der Entwurf Stoffregen. Das Denkmal wurde im Jahre 1926 unter großer Anteilnahme seitens der alten Soldaten und der offiziellen militärischen und zivilen Dienststellen sowie der Bürger von Kreis und Stadt eingeweiht. Am gleichen Tage fand auch die Einweihung des Gedenksteins für die 4. Grenadiere vor dem alten Schloß statt.

Landrat von Knyphausen, ein sehr ausgeglichener, vornehmer Mann, war durch sein freundliches Wesen bei der Bevölkerung allgemein beliebt. Erst die Nazisten glaubten ihn wegen seiner angeb-

lich reaktionären Einstellung nicht tragen zu können und versetzten ihn, als sie an die Macht kamen, in den Ruhestand.

Dunkle Wolken ziehen auf

Das 6. Jahrhundert der Geschichte der Stadt neigte sich seinem Ende zu. Viele schwere Zeiten hatte die alte Ordensstadt tapfer durchgestanden. Auch der unglückliche Ausgang des ersten Weltkrieges hatte nicht vermocht, den Lebenswillen der Bürger zu brechen. Wenn auch die Schuldenlast ungeheuer und die Arbeitslosigkeit nicht zu beheben war, man schaffte und hoffte. Die 600-Jahrfeier in den schönen Sommertagen des Jahres 1929 wurde gefeiert in der Zuversicht auf ein neues Blühen, Wachsen und Gedeihen der Heimatstadt. Wer ahnte damals in froher Feststimmung, daß diese schönen Tage der sonnenbeglänzte Ausklang einer stolzen Vergangenheit war?

Schon wenige Wochen nach der Feier kündete sich unheilsschwanger die dunkle Zukunft an. Die Neuwahlen zur Stadtverordnetenversammlung im Herbst 1929 brachten 5 kommunistische Abgeordnete in das Stadtparlament, und in den Kreistag zog der erste Nationalsozialist ein. Die Zuspitzung der politischen Lage wurde immer bedrohlicher. Während der Kommunismus seine Ziele immer offener enthüllte, verstand es der Nationalsozialismus, sein wahres Gesicht zu tarnen, so daß er immer mehr Anhänger gewann, unter denen wohl eine große Anzahl Abenteurer und Landsknechtsnaturen waren, aber doch auch mancher, der ehrlich glaubte, daß er sich für Freiheit und Gemeinnutz gegenüber Eigennutz einsetzte.

Die Nazizeit

Es kam der 30. Januar 1933. Kurzem Jubel folgte bald die Ernüchterung. Es begann die Zeit der Gleichschaltung, bei der viel persönliche Gehässigkeit mitsprach, es wurde der mißglückte Judenboykott gestartet. Langsam begannen nun schon manchem, bisher noch gläubigem Bürger die Augen aufzugehen. Als dann noch eine Reihe verwegener Gestalten in brauner Uniform als SA-Führer, Kreisobmänner usw. erschienen, wurde das Leben immer unbehaglicher. Aber zunächst schienen die Tageserfolge den Nazisten Recht zu geben. Die Arbeitslosigkeit verschwand, die Wirtschaft begann sich zu beleben.

Im Zuge der Gleichschaltung war schon 1933 Bürgermeister Schrock seines Dienstes enthoben worden, ein Jahr später wurde auch Landrat von Knyphausen in den Ruhestand versetzt. Zum neuen Bürgermeister wurde Dähn gewählt. Es war ein ruhiger, stiller und gemäßigter Mann, der in der Öffentlichkeit verhältnismäßig wenig hervorgetreten ist. Er starb im Jahre 1937. Es folgte ihm Bürgermeister

Lemke, der sein Amt nur kurze Zeit verwaltet hat, Soldat wurde und in der Stadt wenig Fühlung hatte. Die Geschäfte der Stadt führte der seit 1908 im Dienste der Stadt stehende Bürodirektor Fritz Medler, eine vertrauenswürdige, zuverlässige Persönlichkeit, auf deren große Erfahrung man nicht verzichten konnte.

Landrat und Kreisleiter wurde im Jahre 1934 Fritz Schulz, bisher Lehrer in Wendehen. Er kannte den Kreis, den er verwaltete und seine Bevölkerung, hatte sich im ersten Weltkrieg als Soldat ausgezeichnet, und fühlte sich berufen, Mittler zwischen der preußischen Überlieferung und dem von ihm vertretenen Gedankengut zu sein. Er ließ während der Flucht Tage sein Leben bei der Überfahrt über das Haff.

In den Jahren nach 1933 begann die Stadt zunächst sich weiter auszudehnen. Es entstanden die Siedlungen am Tannenwalderweg, die Hochmeisterstraße wurde bebaut und auch an der Georgstraße entstanden zahlreiche Neubauten. Bei der Neuschaffung der Wehrmacht erhielt Rastenburg zwei Bataillone und den Stab des neugebildeten Infanterieregimentes 23 und eine Abteilung des Artillerie-Regiments 11. Die Wiedereinführung der Wehrmacht belebte auf allen Gebieten das Wirtschaftsleben, es war jetzt praktisch Arbeit und Brot für alle da. Das Judenprogramm im Herbst 1938, bei dem auch in Rastenburg die Synagoge in Flammen aufging, jüdische Geschäfte demoliert wurden und die jüdischen Mitbürger verschwanden, zeigte blitzartig die drohenden Gefahren.

Nach dem Kriegsausbruch

Als der Krieg mit Polen ausbrach, war von Kriegsbegeisterung wenig zu merken. Wieder aber schienen die beispiellosen Erfolge den Nazis recht zu geben. Eine lebhaft propagandistische Tat das ihrige, den Glauben an Hitler zu stützen.

Nach dem Blitzfeldzug in Frankreich strömten große Mengen französischer Kriegsgefangener auch nach Rastenburg. Sie wurden nach ihren Berufen in Betrieben der Stadt untergebracht und konnten sich frei bewegen.

Als dann im Herbst 1940 Beamte der OT in Rastenburg erschienen, um die Chemischen Werke „Askania“ anzulegen, ahnte noch niemand, daß die Stadt das Hauptquartier Hitlers werden sollte. Es folgte sehr bald die Firma Wayß und Freytag, welche am Haltepunkt Görlitz die Bunker und Barackenanlage auf dem Tanzplatz am Waldrande gegenüber Partsch erbaute. Man erweiterte den Flugplatz in Wilhelmsdorf. Die Bahnlinie Rastenburg-Angerburg wurde für den öffentlichen Verkehr gesperrt. So wurde unsere Stadt über drei Jahre

lang in den Mittelpunkt des Weltgeschehens gerückt. Während dieser Zeit lagen in der Stadt und ihrer Umgebung eine Reihe militärischer Einheiten. Carlshof wurde seinen Besitzern fortgenommen und als SS-Kaserne verwendet. Häufig besuchten fremde Staatsmänner und hohe Offiziere das Hauptquartier. Hitler selbst zeigte sich nie in der Stadt. Seine nähere Umgebung aber lag zum Teil in Bürgerquartieren in Rastenburg. Von Fliegerbeschuss ist die Stadt und das Hauptquartier während der Kriegszeit verschont geblieben.

Das Ende naht

Im Sommer 1944 begann die Lage kritisch zu werden. Die Russen standen an der Grenze der Provinz. Die ersten Trecks flüchtender Grenzbevölkerung zogen durch die Stadt. Der mißglückte Anschlag des 20. Juli ließ die rasch nahende Katastrophe ahnen. Die Partisanen aber trieben bedenkenlos die Bevölkerung in den Tod. Der Wahnsinn der Schippkolonnen begann; durch die lächerlichen Gräben, die in der ganzen Provinz ausgebuddelt wurden, sind die Russen auch nicht eine Stunde aufgehalten worden. So kamen auch nach Rastenburg HJ-Gruppen, halbe Kinder noch, um Panzergräben zu schaufeln. In der Stadt selbst wurde auch der Volkssturm zum Schippen eingesetzt.

Als die Russen im Oktober Goldap und die Rominter Heide eroberten, begann die Unruhe in der Stadt zu wachsen. Zahlreiche Frauen und Kinder begaben sich schon jetzt in Sicherheit in das Reich. Immer mehr begannen nun auch die Flüchtlinge aus den Grenzkreisen die Stadt zu überschwemmen. Aber nicht die geringste Vorbereitung für eine Evakuierung erfolgte, nicht einmal nach dem 12. Januar 1945, dem Tage des Durchbruchs der Russen bei Allenstein. Alles ging in Rastenburg seinen gewohnten Gang. Eine gewissenlose Parteileitung stieß die Bevölkerung unbarmherzig ins Verderben.

Der letzte Tag

Der 26. Januar, der letzte Tag in Rastenburg! Am Morgen wurde der Volkssturm in der Berufsschule kaserniert. Waffen waren keine da. Recht nahe dröhnte schon Kanonendonner, gemischt mit den Detonationen der Sprengungen im Führerhauptquartier. In der Stadt aber ging der Betrieb weiter. Die „Rastenburgische Zeitung“ druckte noch ihre Ausgabe und bereitete bereits dieselbe für den nächsten Tag vor. Am Nachmittag war noch ein Ferngespräch mit der Schriftleitung in Rößel möglich. Als dann kurz nach 16 Uhr die Botenfrauen erschienen und erklärten der Räumungsbefehl sei erfolgt, wurde auf Anfrage bei der Polizei dies nicht bestätigt. Aber die Panik war da!

Jetzt hieß es „Rette sich, wer kann“. Ein Strom zahlloser Fußgänger, Fahrzeuge, Kraftwagen, vermischt mit militärischen Abteilungen, ergoß sich vor allem auf die Hauptchaussee nach Königsberg, bei 15 Grad Kälte und eisigem Wind, stellenweise hohem Schnee. Der größte Teil der Bevölkerung blieb jedoch zurück, da er sich so Hals über Kopf nicht zur Flucht entschließen konnte. Wenige Stunden später aber war es schon zu spät; in den Morgenstunden des 27. Januar rückten die bolschewistischen Truppen in die Stadt ein.

Unter roter Schreckensherrschaft

Es begann nun eine Schreckenszeit, wie sie die Stadt in den 600 Jahren ihres Bestehens nicht gesehen hatte. Die ganze Unmenschlichkeit der östlichen Steppe tobte sich in kaum vorstellbarer Weise aus. Zahlreiche Bürger, vor allem die sogenannten Kapitalisten, aber auch Arbeiter, Angestellte und kleine Beamte wurden erschossen. Andere zogen es vor, beim Anblick der schrecklichen Grausamkeiten freiwillig aus dem Leben zu scheiden. Eine große Anzahl aber, vor allem Frauen, wurden nach Sibirien verschleppt. 4 000 sollen schätzungsweise den Todesmarsch nach dem Osten angetreten haben. Die meisten von ihnen sind elend umgekommen oder verschollen. Nur wenige sind, oft seelisch und körperlich zerrüttet, zurückgekehrt. Ein Bruchteil nur der ehemaligen Bevölkerung lebt noch in der sinnlos zerstörten Stadt und fristet in bitterer Not das Leben.

Ohne Kampfhandlung war die Stadt unbeschädigt in die Hände der Feinde gefallen. Ohne Sinn und Zweck wurde sie aber dann von den einrückenden Truppen in Brand gesteckt. Nach Berichten ehemaliger Rastenburger, die die Schreckenszeit miterlebt haben, und später ausgewiesen wurden, sind folgende Straßenzüge vollständig oder zum größten Teil heruntergebrannt: Vordere und Hintere Neustadt, Mauerstraße, Poststraße, Rollberg, Ritterstraße mit dem Arno-Holz-Platz, Vordere und Hintere Kirchenstraße, Neuer Markt und Angerburgerstraße — also die ganze Innenstadt. Aber auch die anderen Stadtteile weisen zum Teil recht große Lücken auf. Ein Raub der Flammen ist auch das Ordensschloß geworden. Die öffentlichen Gebäude sind jedoch erhalten geblieben. In dem neuen Amtsgerichtsgebäude befand sich die GPU, von einem Stacheldrahtzaun umgeben.

Ausklang

Von der Bevölkerung Rastenburs leben heute einige wenige tausend in Westdeutschland und in der sowjetisch besetzten Zone. Ihre Heimatstadt ist dahingesunken, nur noch in den Herzen der Überlebenden steht lebendig das unvergeßliche Bild. Ihr sehnlichster

Wunsch ist die Rückkehr in das Land der Väter. Sie wissen, daß sie nicht mehr finden würden, was einst war, aber sie wollen heim. Wie einst Ordensrittergeist und eine Grenzlandbevölkerung, die ihre Wurzeln in sämtlichen deutschen Volksstämmen hatten, in jahrhundertelanger Pionierarbeit Ostpreußen und damit auch Rastenburg aufgebaut hat, so wollen auch sie wieder schaffen und wirken, daß von neuem eine Heimat erstehe auf der Erde, in der ihre Väter und Vorfäter ruhen. Ob dieser Wunsch noch einmal in Erfüllung geht, steht allein in Gottes Hand, vor dem die Gewaltigen dieser Erde und ihre Ratschläge ein Nichts sind.

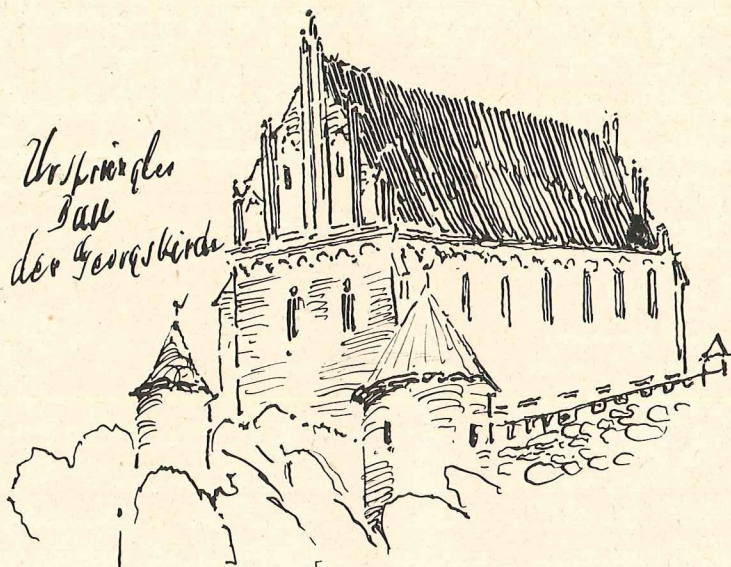
Im Rastenburger Ehrenmal hängt in Stein gemeißelt die Fahne des Obersten Hillebrandt von Kracht. Auf ihr steht geschrieben:

„Lebe beständigk, kein Unglück ewigk“

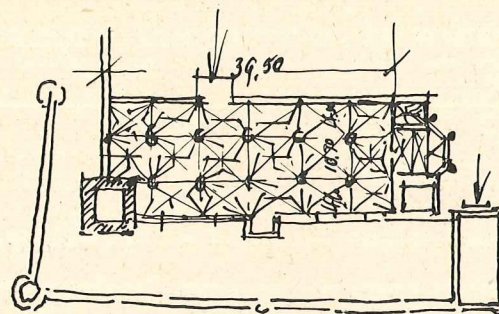
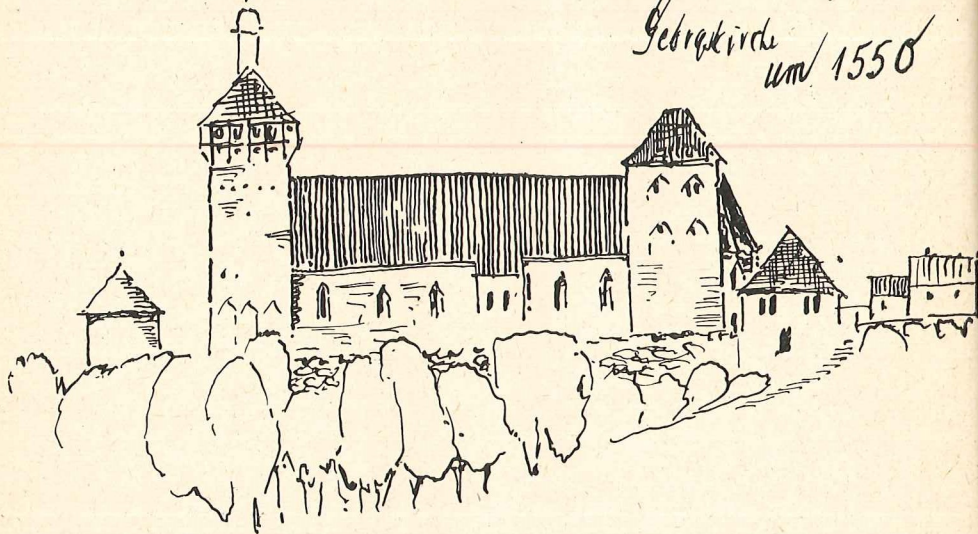
Dies Wort mag auch uns Trost und Hoffnung geben.

DIE ST. GEORGSKIRCHE

Ursprünglicher
Bau
der Georgskirche



Georgskirche
um 1550



Grundriß d.
Georgskirche

Das Wahrzeichen der Stadt, ihr eindrucksvollstes Bauwerk, ist die 25 Meter auf einer mächtigen Terrasse über der Guber gelegene St. Georgskirche. Hoch überragt sie die Stadt und bietet von allen Seiten einen gewaltigen Eindruck. Es gibt kaum ein anderes Bauwerk in Ostpreußen, das in so eindringlicher Sprache von dem Geist der Ordensritter, von Frömmigkeit und Wehrhaftigkeit, von der festen Verwurzelung der Bevölkerung mit dem eroberten Boden kündet, wie diese wuchtige Wehrkirche. Selbst Besuchern Ostpreußens, die Rastenburg nur auf der Eisenbahnfahrt berührten, ist der hochaufragende Bau als besonderes Erlebnis in Erinnerung geblieben.

Der Bau des Gotteshauses (etwa 1357—1515)

Die Kirche war in die älteste Stadtbefestigung eingefügt und bildete ihren südwestlichen Eckpfeiler. In mehreren Bauabschnitten ist sie in etwa 150 Jahren erbaut worden. Die einzelnen Abschnitte sind aber aus Urkunden nicht näher datierbar. Vor der Errichtung des eigentlichen Kirchengebäudes bestanden nur die Stadtmauern mit hölzernem Wehrgang und einer Brüstungsmauer, deren Schießscharten ungefähr vier Meter voneinander entfernt waren, und zwischen denen sich kleinere Sehschlitze befanden. Der Westturm reichte bis zu einer Höhe von 17 Metern, war in drei Geschosse geteilt, wie die heute vermauerten ursprünglichen Fenster zeigen, besaß aber noch nicht die heutige Mauerstärke und ebenso kein Gewölbe. Seine Wehrhaftigkeit war durch einen vorgehängten Wehrgang verstärkt, über den das Zeltdach des Turmes wahrscheinlich herübergeschleppt war. Wie Carl Beckhörn meint, ist mit dem Bau erst nach 1357 angefangen worden. Im zweiten Bauabschnitt, der bis etwa 1375 reichte, wurde die erste Wehrkirche ausgebaut. Es war ein einschiffiger Bau von der Länge des heutigen Langhauses, der Breite des heutigen Mittelschiffes und der Höhe der Seitenschiffe. Im Norden wurde die

Sakristei angebaut. Der Wehrturm hatte seine ursprünglichen Formen beibehalten und war nur durch den Einbau von gewölbten Räumen verstärkt worden. Die Verteidigung dieser wichtigen Stadtecke übernahmen an Stelle des Mauerwehrgangs die neu hinzugekommenen Wehrgänge der Kirche und der vorgelegte Parcham.

Der dritte Bauabschnitt umfaßt die Zeit von etwa 1400—1440. Es wurde jetzt der Glockenturm angebaut. Der zunächst ungewöhnliche Verzicht auf ihn zeigt, wie knapp das Bauprogramm bemessen war, und wie der Wehrzweck im Vordergrund stand. Sein Fehlen wird die Gemeinde bei dem Vergleich mit den Gotteshäusern der Nachbarstädte bald schmerzlich empfunden haben, so daß man sich schließlich zu seinem Bau entschloß. Er zeigt noch die starke Betonung des Wehrcharakters. Weiter wurde der Wehrturm um 17 Meter höher gebaut. Während die unteren Maueröffnungen nur Sehschlitze waren, erhielten die aufgestockten Mauerteile bereits Schießscharten für Feuerwaffen. Der Wehrgang wurde schließlich höher gelegt und damit zugleich die Aufführung des Westgiebels vorgenommen.

Von 1470—1485 wurde der Kirchenraum zur flachgedeckten Pseudo-Basilika nach Norden um eine Rute (4,32 m) erweitert. Der Glockenturm wurde bis zu seiner jetzigen Höhe ausgeführt, und die St. Jakobikapelle angebaut. Die letzte großzügige Erweiterung (1500—1515) erhielt die Kirche mit Errichtung des Chors, der Sakristei und der Chorempore. Da der Chor die vorhandene Nordwand des Glockenturms als Innenwand mitbenutzte, mußte er ihrer Richtung folgen



und aus der Achse des Langhauses nach Norden abbiegen. Die Einwölbung des Chors und der Sakristei war von Anfang an geplant und ist im Anschluß an die Fertigstellung der Außenmauern vorgenommen worden, denn diese Gewölbe ruhen auf gemauerten Schildbögen. Der Entschluß, anschließend auch das Langschiff einzuwölben, muß erst sehr spät gefaßt worden sein, da die Empore über der Sakristei ursprünglich in Verlängerung der Balkendecke des nördlichen Seitenschiffs ebenfalls eine Holzdecke getragen hat.

Der Ausbau des Langhauses in seiner heutigen Gestalt erfolgte nach der Fertigstellung des Chors durch Einziehen der Gewölbe. Eingewölbt sind Schiffe und Chor mit überaus reichen Zellengewölben. Sie bilden in jedem Joch einen rechteckigen Stern. Auch die Sakristei ist mit einem Sterngewölbe überwölbt.

Der Pfarreingang der neuen Nordwand ist nachträglich wieder vermauert worden, da vor ihm der geplante Vorbau eines Windfangs die Parchampforte verstellt hätte. Der als Ersatz angelegte Eingang wurde daher nach Osten herübergeschoben und mit der heutigen Vorhalle versehen.

In nachmittelalterlicher Zeit ist der Wehrturm durch Schließung des offenen Zinnenkranzes, und der Glockenturm durch Aufsetzen eines Uhrgehäuses verändert worden. Im Kircheninnern hat später noch die Taufkapelle einen Umbau erfahren, der sich auf Verbreiterung der Fenster und das Einziehen eines Gewölbes bezog. Ferner wurde eine Orgelempore eingebaut, die die gleiche Formsprache wie die Umbauten der Taufkapelle zeigt. Weitere kleinere Umbauten und Änderungen, die das Gesamtbild aber kaum wandelten, sind im Laufe der Jahrhunderte immer wieder vorgenommen worden. In einigen Fällen waren sie durch Unglücksfälle bedingt. So erhielt etwa 1592 der Westturm nach einer Feuersbrunst eine neue Bedachung über dem geschlossenen Wehrgang.

Die Inneneinrichtung

Das Inventar der Kirche stammt zum größten Teil aus neuerer Zeit und enthält kaum Kunstschatze von besonderem Wert. Mit am ältesten ist die Kanzel, die die Jahreszahl 1564 trägt. Auf der Spitze des Deckels steht aus Holz geschnitten und gemalt der Heiland, etwas tiefer und herum die Apostel. Am Rande befinden sich Namen- und Wappenschilde mit folgenden Namen der Stifter: Heinrich Weidenhammer, Lorenz Dörfer, Friedrich Kretschmann, Andreas Sonnenstuhl, Simon Dörfer. Der Hauptkörper der Kanzel ist mit schlecht gemalten Szenen aus der biblischen Geschichte geschmückt und trägt die Wappen von Kaspar Kinwang und Michel von Hohendorf. An der Treppe

erblickt man Christus, Paulus, Luther und Melanchthon, an der Tür das Jüngste Gericht.

Der Altar stammt aus neuester Zeit. Er ist 1869—71 nach dem Entwurf des Baumeisters Quedenfeld aus Eichenholz in Naturfarbe angefertigt worden. Der mittlere Teil enthält ein Gemälde von Rosenfelder, Christus am Kreuz darstellend, und die Statuen von Paulus und Petrus. Der älteste bekannte Altar stammte noch aus der späten Ordenszeit aus dem Jahre 1504, muß also nach Erbauung des Chors (1515) aus dem Langhaus in diesen gebracht worden sein. Er war mit dem Bild des Schutzpatrons der Kirche, des Heiligen Georg, geziert und hatte in einiger Entfernung vor sich ein Pult. Beide wurden 1545 nebst den noch bestehenden Nebenaltären abgebrochen und ein neuer Altar auf der Stelle des Pultes errichtet und dieses wieder bis ins Mittelschiff des Langhauses vorgerückt. Dieser Altar bestand nur bis 1624.

Die Orgel ist zuerst in der Inventur von 1571 aufgeführt. Sie wurde 1700 durch den Blitz zerstört, und eine neue erst 1721 durch den Orgelbauer Moosengel erbaut. 1823 fand eine Instandsetzung statt. 1883 aber wurde auch diese Orgel durch den Orgelbauer Terletzki in Königsberg von Grund aus neu gebaut. Das in gotischem Stil ausgeführte Gehäuse hat 42 klingende Register, von denen sechs der alten Orgel entnommen sind.

1509 hat Conrad Freiburger die große Glocke St. Georg zu Ehren gegossen; sie war $\frac{9}{4}$ Ellen hoch, hatte im Durchmesser $\frac{23}{4}$, im Umfang $\frac{81}{4}$ Ellen. Die andere ist Maria, die dritte und vierte Christo zu Ehren gegossen. Diese alten Glocken wurden im ersten Weltkrieg abgeliefert bis auf eine kleine.

Grabstätten und Epitaphien

Unter dem Fußboden der Kirche befanden sich im 18. Jahrhundert noch viele Grabstätten bekannter Rastenburger Familien, u. a.: von Lehdorf, von Schenk zu Tautenburg, Zerbach, von Borcke, Heilighdörfer, Hippel, von der Gröben, Hampus, Spiller. Die Grabtafeln trugen zum Teil Inschriften. Auf einer Tafel war zu lesen: „Als nach den sechzehnhundert Jahren/schon fünfundzwanzig kommen waren,/da starben nach dem Osterfest,/bei dritthalbtausend an der Pest./Herr Friedrich Spiller ward gesetzt/zum Bürgermeister, starb zuletzt“.

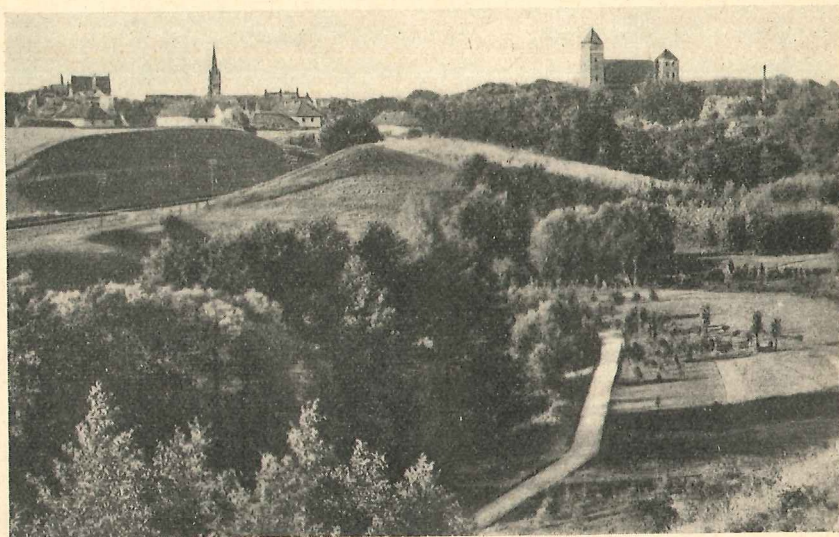
Eine weitere Tafel trägt folgende Inschrift: „Ein Maurermeister, Matz genannt,/schloß dies Gewölb mit eigener Hand./Fünfhundert und fünfzig Mark dafür/empfang er, das war sein Gebühr./Tausend fünfhundert und fünfzehn Jahr/man zählte, da es fertig war./B'hüt Gott vor Schaden, das es mag,/fest stehn, bis an den Jüngsten Tag“.

Eine dritte Inschrift schließlich lautete: „Als über sechzehnhundert Jahr/das erste schon im Augustmond war,/schlugs Wetter ein in großer Eil/also daß auch der Donnerkeil/ohn Schaden durch Mauer und Pfeiler kam/daher manch christlich Herz vernahm,/daß Gott der Herr noch zu der Zeit/bewiese sein Gerechtigkeit./Er sei uns gnädig und bewahr/das Haus auch nochmals vor Gefahr“.

Epitaphien hängen 18 in der Kirche, und zwar:

1. Georg Perschke † 1566
2. Albrecht v. Parthein † 1569 und Frau geb. v. d. Trenk † 1578 (Christus am Kreuz, dahinter Jerusalem. — Das einzige von Kunstwert.)
3. Jacob Neumann † 1596
4. Weidenhammer † 1599, Frau † 1593
5. Paul Rodewald † 1599
6. Friedrich Spiller † 1625 (Mit einem Bild Rastenburgs.)
7. Joh. Hintz † 1651
8. Martinus Köpper † 1630
9. Wolf Schenk zu Tautenburg † 1649
10. Nicolaus Lengerich † 1665
11. Euphrosyne Jester geb. Pornmann
12. Joachim Wilhelm Voigt † 1695
13. Melchior Hippel † 1677, und Frau † 1697
14. Johs. Christoph Högen † 1715
15. Nicolaus Walther † 1706
16. Billich, Frau Barbara † 1707
17. Melchior Hippel † 1729 und Frau Elisabeth geb. Rolandt † 1736
18. Otto Wilhelm v. Hülsen † 1756

Dazu kommen vier Tafeln mit den Namen der Gefallenen aus den Kriegen 1813/15 (10 Namen), 1870/71 (13 Namen) und 1914/18 (rund 400 Namen). Schließlich hingen in der Kirche neun Bilder, vor allem von ehemaligen Geistlichen der Kirche: Prätorius, Sinnknecht, Witzendorf, Walter, Jester, Säuberlich, Dreist, Bolius und Schaffer.



DIE KATHARINENKIRCHE (VORSTÄDTISCHE KIRCHE)

Sie stand in der Vorstadt auf dem späteren Wilhelmsplatz etwa in der Höhe des Hauses der Reichsbank und war 50 Fuß lang, 28 Fuß breit und 13 Fuß hoch. Ganz massiv in unverputztem Ziegelrohbau, mit Dachpfannen gedeckt, war sie eines der ältesten wertvollen Bauwerke aus gotischer Zeit und gehörte zu den ältesten Kirchen des Landes. Die Belichtung des Inneren erfolgte durch sieben zweiflügelige Spitzbogenfenster, der Fußboden war mit Ziegeln in Mustern ausgelegt. Im Jahre 1704 wurde die Decke sowie die Chöre mit Bildern ausgemalt.

Um die Kirche, etwas höher als die Landstraße, lag der etwa 80 m lange und 30 m breite Friedhof, umgeben von einer mannshohen Steinmauer. Auf der Westseite befand sich ein überwölbtes Tor, daneben eine Pforte, umstanden von vielen alten Linden. 1698 ließ Melchior Hippel auf eigene Kosten ein Knochenhaus (Leichenhaus) erbauen. Dieser Friedhof war die Begräbnisstätte der kleinen Leute, „der Vorstädter, der Freieyter und derer Landleute“.

In der Kirche fand 1750 der Gottesdienst noch an jedem Donnerstag zwischen Ostern und Michaelis statt. Er hörte wohl im Siebenjährigen Kriege auf. Wahrscheinlich haben die Russen die Kirche zu militärischen Zwecken benutzt. 1791 war sie Lazarett, dann Aushilfspeicher des Kgl. Salzmagazins. Schließlich ist sie völlig devastiert. 1810 fehlen alle Fensterscheiben, aber Altar und Kanzel stehen noch außer einigen Salzfüßern. 1812 bauen die Franzosen auf dem Stiermarkt eine Feldbäckerei und nehmen aus der Kirche die Ziegel aus dem Fußboden, vorbeiziehende Truppen rauben die Wetterfahne. Keine Hand rührt sich jedoch, um die Vernichtung des wertvollen Gebäudes aufzuhalten. Die Ringmauer wird ein billiger Steinbruch, sogar die städtische Verwaltung nimmt Steine zur Einfassung des Marktbrunnens. Im Jahre 1813 erwirbt die Stadt das Gelände von der Kgl. Regierung, aber keineswegs etwa aus historischen Interessen. Alle Versuche, das Bauwerk einem passenden Zweck zuzuführen, scheitern an der Kurzsichtigkeit und Kleinlichkeit der Stadtverordneten. So wird es schließlich 1820 an den Meistbietenden auf Abbruch verkauft.

DIE FAMILIE HIPPEL

Zu den Familien, die sich um Rastenburg besonders verdient gemacht haben, gehört die Familie Hippel. Etwa 150 Jahre lang spielen die Hippels in der Stadt eine führende Rolle. Fast alle stehen als Ratsherr oder Stadtkämmerer im Dienst der Stadt, mehrmals stellen sie den Bürgermeister.

Melchior Hippel 1 (1625—1677) zählte bereits zu den angesehenen Bürgern der Stadt. Er heiratete Barbara Hampus, die Tochter des Schöppenmeisters Lorenz Hampus, Ritterstr. 10 (Candrian). Er war ein vermögender Mann, denn er kauft in der Angerburger Vorstadt drei Grundstücke und baut hier ein massives Malzhaus. 1685 wird er in den Rat der Stadt gewählt.

Die größten Verdienste um die Stadt hat sich sein dritter Sohn, Melchior Hippel 2 (1657—1729) erworben. Er war ein Mann von großem Reichtum, Herr von Bürgersdorf und Prangenau, kaufte von Zerbach das Georgenthal und baute das Haus Ritterstr. 10 neu. Von 1696—1723 war er Stadtkämmerer und später Bürgermeister. Seiner tüchtigen und uneigennütigen Amtsführung gelang es, die zerrütteten Finanzen der Stadt wieder zu ordnen. Er verhandelte mit den Gläubigern, ließ sich von diesen die Schulden der Stadt cedieren und brachte die veräußerten Wälder wieder an die Stadt. 1704 hatte er der Stadt schon 21 000 Gulden vorgeschossen. Kein Wunder, wenn man hört, daß die ganzen städtischen Einnahmen im Jahre 1700 nur 3 000 Gulden betrugen. In Görlitz und Bürgersdorf wurde eine verständige Waldwirtschaft eingeführt. Für Prangenau mußte die Bürgerschaft jährliche Beiträge aufbringen, die zur Abzahlung dienten. Es ist 1715 wieder schuldenfrei. Als Hippel 1723 zurücktrat, betrugen die Einnahmen der Kämmerei über 3 500 Taler, die Ausgaben nicht ganz 2 000 Taler. So konnte die Stadt bis 1737 ihren ganzen Besitz zurückkaufen. Als Bürgermeister baute er die Baderei wieder auf, die seit 50 Jahren verfallen war und ließ 1712 die städtische Ziegelei am späteren Schützengarten errichten.

Von den 13 Kindern, die seiner Ehe entsprossen, hat sich sein ältester Sohn Christoph Hippel (1690—1735) zwar nicht durch seine Tätigkeit für die Stadt Verdienste erworben, doch daß Hippelschule und Hippelstraße seinen Namen tragen, verdankt er dem Legat, das er bei seinem Tode der Stadt vermachte. Er besaß ein großes Vermögen, und als er in Breslau als Großkaufmann starb, betrugen in seinem Testament die Legate allein 18 000 Taler. Die Stadt Rastenburg erhielt 1 000 Taler. Über ihre Verwendung hatte er angeordnet: „Die Intereß aber der 60 Tlr. sollen jährlich auf folgende Weise eingetheilt

werden: primo soll der Herr Bürgermeister für seine Bemühung jährlich 5 Tlr., der Herr Rektor 10 Tlr., der Herr Konrektor 8 Tlr., der Herr Kantor und Stadtmusikus zusammen 7 Tl., denen beiden Hospitäler zusammen 5 Tlr., denen Predigern zusammen 8 Tlr. denen Predigerwitwen 5 Tlr. haben, dann die übrigen 12 Tlr. bei Ablegung der Berechnung jährlich zu einer Kollation für den ganzen Magistrat und Eltesten der Bürgerschaft verbleiben. Bedingung: Dagegen soll aber der Herr Rektor alle Charfreitage nach Mittage nach dem Gottesdienst durch die studierende Jugend der ganzen Bürgerschaft eine Vorstellung oder Aktum in deutschen Versen von dem Leiden und Sterben unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi nebst einer Trauermusik von den Herrn Kantorn und Stadtmusici vorstellen, desgl. soll der Herr Konrektor den 19. März jährlich verbunden seyen, gleichfalls vorstellig zu machen der gantzen Bürgerschaft eine erbauliche Historie nebst einer zierlichen Musik.“

Der Hippelactus wurde bis 1878 im Gymnasium, dann in der städtischen Knabenschule gefeiert und zwar am 19. März. Die Hippelfeier des Magistrats und der Stadtverordneten fand alljährlich bis in die letzte Zeit in der Görlitz statt. Ein gutes Ölbild von Christoph Hippel, das einen vornehmen Herrn von etwa 40 Jahren zeigt, hing im Sitzungszimmer des Magistrats.

Sein jüngerer Bruder Christian Hippel (1703—1765) dagegen gehörte wieder zu den führenden Persönlichkeiten der Stadt. Im Jahre 1737 verkaufte er Bürgersdorf an die Stadt. Er baute das Georgenthal aus, kaufte Windkeim und den 23 Morgen großen Roßgarten von Dr. Zerbach, der bis 1792 im Besitz der Hippels war. 1740 wird er Ratsherr, 1756—59 ist er Bürgermeister. Lilienthal schreibt 1759: „Ich freue mich bei dieser Gelegenheit Ew. Hochedelgeboren obligieren zu können, da ich seit geraumer Zeit nun durch den Allgemeinen Ruff Ew. Hochedelgeboren als einen wahren und würdigen Patrioten habe beschreiben lassen.“ 1738 stiftete er mit seinen Geschwistern das silberne Taufbecken der Georgskirche. Aber auch für Alchimie interessierte er sich. Als der Angerburger Kantor Johann Görg Waldeck Gold machen will, leiht ihm Christian Hippel 1 000 Gulden. Daß er sie wiederbekommen hat, davon weiß die Geschichte nichts zu melden.

Die beiden letzten Hippels, die in der Verwaltung der Stadt eine Rolle spielen, kommen ihren Vorfahren nicht mehr gleich. Dr. med. Georg Hippel (1729—1808), auch ein vermögender Mann, dem zahlreiche Hausgrundstücke und Gewerbebetriebe in der Stadt gehörten, wurde schon mit 30 Jahren Vizebürgermeister. 15 Jahre lang, von 1769—1784, war er dann Bürgermeister, der letzte Hippel auf diesem Posten.

Melchior Hippel 3 schließlich war von 1765—1786 Stadtkämmerer. Seine Verwaltung war wenig erfreulich. Als 1779 das alte Rathaus abgebrochen wurde, dauerte es vier Jahre, bis der Bürgermeister den Schutt wegräumen ließ, sieben Jahre, bis der Stadtkämmerer Rechnung gelegt hatte. Die Regierung rügte, „daß hier alles so schläfrig zugehe, die Sache solle nicht wieder der Rastenburg Gewohnheit nach verschleppt werden“. Georg Hippel verkaufte das Georgenthal an Baron von Kayserling und zog nach Lyck. Melchior kaufte Adl. Kessel, das der Familie bis in die 70er Jahre gehörte.

Damit verschwindet die Familie Hippel aus der Geschichte der Stadt Rastenburg. Dem Staate stellten sie noch eine Reihe bedeutender Männer. Der bekannteste ist der Regierungspräsident Theodor Gottlieb von Hippel, berühmt geworden als Verfasser des „Aufruf an mein Volk“ aus dem Jahre 1813. Ein anderer Hippel starb 1895 als preußischer General, zwei weitere wirkten als Universitätsprofessoren.

DIE ANFÄNGE DES STÄDTISCHEN SCHULWESENS

In den letzten Jahrzehnten vor dem unglücklichen Ausgang des zweiten Weltkrieges hatte Rastenburg sich mit besonderer Sorgfalt seiner Schulen angenommen und konnte sich mit Recht als Stadt der Schulen bezeichnen. In den vergangenen Jahrhunderten war das ganz anders. Lange Zeit war die Lateinschule, die spätere Herzog-Albrecht-Schule, die einzige Schule der Stadt. Die Bürger, die ihre Söhne Lesen und Schreiben lassen wollten, waren gezwungen, sie auf die Unterstufe der Lateinschule zu schicken. Manche, die später Kaufleute wurden, gingen sogar zur Universität (Heiligendörfer). Das entsprach jedoch weder dem gelehrten Charakter der Schule noch dem praktischen Bedürfnis der Eltern. Als Handel und Verkehr im 16. Jahrhundert sich entwickelten, vermißte man vor allem den Rechenunterricht, der auf der Lateinschule nicht erteilt wurde.

Die „Deutsche Mädchenschule“

Solche Erwägungen mögen den Rat der Stadt bewogen haben, die Einrichtung einer halb privaten, halb öffentlichen Schule zu unterstützen, die Lesen, Schreiben und Rechnen betrieb. Sie taucht zuerst 1581 auf. Also nicht dem idealen Bedürfnis, die Bildung des Volkes zu heben, entsprang sie, sondern mehr praktischen Erwägungen, wie sie in neuerer Zeit zur Gründung von Realschulen führten. Die neue Schule wurde im Gegensatz zur Lateinschule, die deutsche Schule genannt. Die Natur der Sache brachte es mit sich, daß sie zur Schule der Minderbemittelten wurde, während der wohlhabende Bürger seine Söhne weiterhin zur Lateinschule schickte. Die neue Schule nahm auch Mädchen auf, für die bisher die einzige Bildungsmöglichkeit der teure Privatunterricht gewesen war. Das war für das ausgehende 16. Jahrhundert noch etwas Ungewöhnliches, und daher hatte die neue Schule wohl auch die merkwürdige Bezeichnung „Deutsche Mädchenschule“, obwohl die Knaben in der Mehrzahl waren. Es war eine einklassige Schule mit einem Lehrer, dem Mädchenschulmeister, etwa wie eine heutige einklassige Landschule, wenn auch deren Leistungen bei weitem nicht erreicht wurden. Die Schule krankte vor allem daran, daß sie pekuniär nicht so gesichert war wie die Lateinschule. Für ihre Unterhaltung Mittel aufzuwenden, kam der Bürgerschaft nicht in den Sinn, da der Mehrzahl das Verständnis für die segensreiche Wirkung einer Schule fehlte. 1612 finden wir, daß der Magistrat für die Schule eine Bude hinter dem Rathaus neben der städtischen Waage zur Verfügung stellte, wo der Mädchenschulmeister auch freie Wohnung hatte. Das Haus ging ein. Er mußte sich eine

Wohnung mieten. 1726 bekam er dafür 17 Taler aus der Kämmererkasse; dazu erhielt er 10 Fuder Holz aus den Stadtwäldern, das die Bauern aus Prangenau und Bürgersdorf anfahren mußten. Sonst war er, außer dem Circuitus, auf das Schulgeld angewiesen, das jedes Kind wöchentlich mit zwei Groschen bezahlen sollte. Es ging nur sehr unregelmäßig ein, und auch der Rat blieb mit seinen geringen Zahlungen oft im Rückstand. Bei dieser kümmerlichen Besoldung war ein einigermaßen vorgebildeter Lehrer nicht zu haben. Daher waren es meistens Handwerker, die die Schulmeisterei im Nebenberuf betrieben. Der Schulbesuch war unregelmäßig, da den Eltern die Bezahlung des Schulgeldes schwer fiel oder sie seine Notwendigkeit nicht einsahen. Den Wohlhabenden paßte es wieder nicht, ihre Tochter in eine solche Armenschule zu schicken. Wir würden sie heute Privatschule nennen. Kirche und Lateinschule bekämpften sie heftig, da sie den öffentlichen Schulen Schüler entzog. Wir würden in dem Auftauchen der Privatschulen eher ein erwachendes Bildungsbedürfnis sehen, das durch die bestehenden Schulanstalten nicht befriedigt wurde. Auch die Mädchenschule unterstand natürlich dem Pfarrer (Erzpriester).

Die Tätigkeit Schumanns für die Schule

Ende des 17. Jahrhunderts ging die Schülerzahl immer mehr zurück. Der Aufschwung setzte erst unter Friedrich Wilhelm I. ein, der nicht nur Begründer des preußischen Heeres, sondern auch der preußischen Volksschule war. Berichte von der grenzenlosen Unwissenheit, vor allem in den ärmeren Schichten der Bevölkerung erschütterten den König so, daß er 1717 sein berühmtes Edikt erließ, nach dem künftighin in den Orten, wo Schulen sind, die Eltern bei nachdrücklicher Strafe gehalten sein sollen, ihre Kinder in die Schule zu schicken. Zugleich setzte der König alle Hebel in Bewegung, um neue Schulen zu gründen. Er wandte sich 1727 an den Professor August Hermann Francke in Halle, den Wortführer des Pietismus, und bat ihn um geeignete Männer, die das Werk der Schulorganisation durchführen sollten. Einer der Männer, die Francke vorschlug, war der damalige Kandidat der Theologie Andreas Schumann. Er wurde 1729 Erzpriester in Rastenburg. Es war nicht verwunderlich, daß sich der König an die Kirche wandte. Das Kommunalwesen war damals noch so wenig entwickelt, daß man von den Städten die Gründung von Schulen nicht verlangen konnte. Der König konnte im Gegenteil mit dem Widerstand der engstirnigen Ratsmitglieder rechnen. Die Tätigkeit Schumanns für die Schulen währte über 50 Jahre.

Schumann war 1699 in Königsberg als Sohn eines Kaufmanns und Nachkommen einer alten Hallenser Hallorenfamilie geboren. Er be-

suchte das Kneiphöfische Gymnasium, studierte an der Albertina Theologie und lernte hier durch die Professoren Lystus und Zeidler den damals noch viel angefochtenen Pietismus kennen. 1722 ging er zu Francke nach Halle. Hier unterrichtete er zugleich an der Latina, lernte die Lehrmethode Franckes kennen und nahm an den von diesem eingerichteten Lehrerkonferenzen teil. Die Volksschule lernte er kennen, als er 1726 in Königsberg die Kinder einer großen Leinenfabrik unterrichtete. Schumann hatte zunächst einen schweren Kampf mit seiner Gemeinde zu bestehen, die sich eine scharfe geistliche Zucht nicht gefallen lassen wollte. Er konfirmierte kein Kind, das nicht lesen konnte. Schließlich hat er sich doch durchgesetzt. 1744 verlieh ihm die Königsberger Universität den Dr. der Theologie. Hochbetagt ist er 1782 in Rastenburg gestorben.

Schumann hat nicht nur seine ungewöhnliche Arbeitskraft, sondern auch sein beträchtliches Vermögen in den Dienst der Hebung des Schulwesens gestellt. Sein Andenken lebte fort durch eine große Reihe von Stiftungen: Großes Stipendium an der Albertina, kleineres am Gymnasium, Schumannstiftung, aus der minderbemittelten Kindern am Gymnasium die Schulbücher zur Verfügung gestellt wurden.

Eine große Reihe von Schulgründungen im Kirchspiel sind ihm zu verdanken. Nachdem Säuberlich bereits 1724 Landschulen in Neuen-dorf und Muhlack angelegt hatte, gründete Schumann 1737 die Schulen in Krausendorf, Rosental, Neuhof, Galbuhnen, Prangenau, Bürgersdorf, Weitzdorf, Borken, Schrengen, Weischnuren und Jeessau, später in Scharfs. Zu ihrer Unterhaltung stiftete er ein Kapital von 400 Gulden. Den Schulen der Stadt wandte er gleich in den ersten Amtsjahren seine besondere Aufmerksamkeit zu. 1731 kam die Schule zu einem eigenen Gebäude. D. Hübner schenkte dem Magistrat „aus gutem Herzen“ von drei neuerbauten Buden in der Mauerstraße, die unter einem Dach lagen, eine zur Einrichtung der Deutschen Mädchenschule. Schumann stiftete dem Kirchenkasten 800 Gulden, von deren Zinsen 6 Tlr. jährlich zur baulichen Unterhaltung der Schule, 10 Tlr. dem Schulmeister als Zulage gezahlt wurden. 1732 wurde die Schule noch erweitert und sogar für die wenigen damals noch polnisch sprechenden Kinder eine Bildungsmöglichkeit geschaffen.

Schumann war Inspektor der Schule. Sie war nicht städtisch, wenn der Stadt auch das Haus gehörte. Die Stadt hatte aber nicht die Unterhaltung. Sie war eine fromme Stiftung (pium corpus), die durch mildtätige Zuwendungen unterhalten wurde. Die Schule wurde durch Schumann und Hübner verwaltet, für den später sein Neffe Johann Danowski eintrat.

Das Schulgebäude lag in der Mauerstraße zwischen der Organistenwohnung und der Stadtdienerei (zuletzt Meierei Waldriede). Es war ein langes niedriges Haus, 65 Fuß lang und 19 Fuß breit. Unten la-

gen die beiden Schulzimmer, ein drittes Zimmer war zeitweilig vermietet. Oben hatten die beiden Lehrer ihre Wohnung, jeder eine große Stube und Kammer, Flur und Lucht. Die Schulzimmer waren 20 mal 19 Fuß groß und waren zunächst ausreichend. In der engen Gasse fehlte den Schulräumen Luft und Licht, ein Schulhof war nicht vorhanden. Schließlich wurde auch der Raum zu klein, als in den 60er Jahren die Schülerzahl stieg (über 100). Da beschlossen Schumann und Dannowski dieses Haus zu verkaufen und eine neue Schule zu bauen. In der Hinteren Neustadt lag am Paradeplatz die alte Schloßschmiede mit einem Vorhaus nach der Straße und einem Wagenschauer nach dem Paradeplatz. Sie gehörte dem Bürger und Grobschmied Gottfried Zehler. Diesem kaufte Schumann 1768 sein baufälliges Haus mit dem dahinter liegenden Gehöft und einem Garten für 900 Gulden ab. Der Neubau kostete eine Menge Geld. Die Stadt lehnte jede Unterstützung ab. Sie wollte nicht einmal Bauholz aus den städtischen Wäldern liefern. Schließlich mußte Schumann das Geld wieder einmal selbst hergeben und 1 337 Gulden in den Bau hineinstecken, damals eine erhebliche Summe. Der Neubau wurde 1769 bezogen.

Die erste städtische Volksschule

Der Erzpriester war mittlerweile 70 Jahre alt geworden und wollte seine Schule nach seinem Tode gesichert wissen. Er bat deshalb die Kgl. Regierung, auf die Stadt einen Druck auszuüben, daß sie die Schule übernehme und für die bauliche Unterhaltung Sorge. Die städtische Verwaltung sträubte sich hartnäckig und bequeme sich erst 1773 auf ein scharfes Edikt der Regierung, die Schule in städtische Obhut zu übernehmen. So ist das Jahr 1773 der Anfang des städtischen Volksschulwesens in Rastenburg und die Schule am Paradeplatz die erste städtische Schule. Sie blieb bis 1820 die einzige. Mit der Verwaltung beauftragte der Magistrat den Ratsverwandten Brandt, einen Nadlermeister. 1809 trat an die Stelle des einzelnen Ratsverwandten die städtische Schuldeputation.

Die städtische Volksschule bestand aus zwei einklassigen Schulen und hatte zwei Lehrer. Die Besoldung setzte sich aus verschiedenen Posten zusammen. Neben freier Wohnung mit einem Gemüsegarten und vier Fudern Holz aus dem Stadtwald erhielt der Deutsche Mädchenschulmeister an Barbezügen: 1. Aus der Kämmererkasse 20 Rtlr. 2. Aus dem Kirchenkasten 10 Rtlr. und aus der Schulkasse des Kirchspiels 2 Rtlr. 45 Gr. jährlich 3. Von den Kindern 2 Gr. wöchentliches Schulgeld und von den Bürgerkindern 6 Gr., von den Arbeiterkindern 3 Gr. Einschreibegeld. Der polnische Lehrer erhielt wesentlich geringere Einkommensbezüge.

Dies Einkommen der Lehrer war selbst für damalige Zeiten kärglich. Das Schulgeld kam nur unregelmäßig ein und mußte oft von dem Stadtwachtmeister eingezogen werden. Von einer Vorbildung der Lehrer war nicht die Rede. Es waren meistens Handwerker. An der deutschen Schule unterrichteten 1731—1822 ein Gerber, ein Organist und zwei Glasermeister, bis schließlich Johann Leik angestellt wurde, der die Stadtschule in Sensburg besucht hatte. Die Anstellung erfolgte durch den Magistrat mit Genehmigung des Erzpriesters. Vor der Anstellung mußte der deutsche Lehrer sich beim Erzpriester, der polnische beim polnischen Diakonus einer Prüfung unterziehen und nachweisen, daß er lesen, schreiben und Kirchenlieder singen konnte und den Katechismus beherrschte.

Methode und Lehrplan des Unterrichts

Schumann suchte die Lehrer fortzubilden, indem er sie zu Konferenzen zusammenrief, zunächst jeden Mittwoch nach der Katechesation. Die Lehrer mußten sich ein Schulbuch anlegen, in das der Erzpriester eigenhändig den Lehrplan für die kommende Woche eintrug. Später fanden die Konferenzen am ersten Mittwoch des Monats statt, wobei ein Lehrer eine Probelektion hielt, an die sich die gemeinsame Besprechung anschloß. Allerdings beschränkten sich diese Versuche, eine Lehrmethode zu schaffen, auf die bessere Erkenntnis der christlichen Heilswahrheiten, also Religionsunterricht. Mehr war bei dem damaligen Lehrmaterial nicht zu erreichen. Der Religionsunterricht beherrschte überhaupt den ganzen Lehrplan. Die einzigen Lehrbücher, die an der Schule eingeführt waren, waren die Bibel und Hübners biblische Historien. Biblische Geschichten und Kernsprüche der Bibel wurden auswendig gelernt. Besonders geübt wurde das Aufschlagen von Bibelstellen. Die fünf Hauptstücke des lutherischen Katechismus und Kirchenlieder standen im Vordergrund. Das Lesen wurde eifrig geübt, damit die Kinder die Bibel lesen lernten, daneben etwas Schreiben und Rechnen.

Der Unterricht fand von 8—12 und von 13—16 Uhr statt. Im Sommer fing er schon um 7 Uhr an. Das Holz zum Heizen der Schulstuben mußten ursprünglich die Kinder selbst liefern. Die Eltern, die Fuhrwerk hatten, mußten ein Fuderchen Holz liefern, die ärmeren 6 Groschen Holzgeld zahlen. Als viele Eltern ihre Kinder deshalb im Winter nicht zur Schule schickten, erklärte sich die Stadt bereit, aus dem Stadtwald vier Fuder Holz zu liefern. Zur Beleuchtung des Schulzimmers, die in der Mauerstraße auch am Tage nötig war, brachte jedes Kind seine Kerze mit. Unterrichtet wurde in drei Abteilungen. Sowohl vor- als nachmittags begann der Unterricht mit Gesang, Ge-

bet, Vorlesung des Katechismus und des monatlichen Psalms, was zusammen fast jedes Mal eine Stunde dauerte.

Die Schulzucht war sehr streng. Wir lesen von manchem Lehrer, daß er die Kinder ganz grausam traktiere und in der Disciplin eine Moderation brauche. Noch 1767 bekommt ein Kind einen „Esel“ umgehängt und wird so auf der Straße herumgeführt. Die Rute wurde häufig gebraucht, und ab und zu auch ein Büschel Haare ausgerissen.

Trotzdem waren die Erfolge ziemlich mäßig. Nur der Religionsunterricht kam zu seinem Recht, und Schumann konnte es am Ende seines Lebens stolz schreiben: „Die große und heidnische Finsterniß vor meiner Zeit findet sich in der Gemeinde voritzo nicht. Was vormahlen kaum einer in der ganzen Gemeinde von Gott und seinem Willen gewußt, wissen nun Kinder von 7—8 Jahren“.

Auch im Lesen wurden gute Ergebnisse erzielt, dagegen waren sie im Schreiben und Rechnen dürftig. Da die Kinder vom 6.—14. Lebensjahr zur Schule gingen, war hier der Erfolg doch recht gering. Der Hauptgrund lag in der Person der Lehrer, in deren mangelhafter Bildung und der schlechten Besoldung. Die letztere verführte den Lehrer oft dazu, während der Schulstunden seinem Handwerk nachzugehen und den Unterricht seiner Frau, seiner Tochter oder einem älteren Knaben zu übertragen. Der zweite Grund war der mangelhafte Schulbesuch. Obgleich der Erzpriester und die Regierung, später auch der Magistrat, den regelmäßigen Schulbesuch durchzudrücken versuchten, scheiterten diese Bemühungen immer wieder an dem Widerstand und der Armut der Eltern. Die Knaben mußten im Sommer das Vieh hüten, die Mädchen im Winter in Dienst gehen. Vor allem fiel den Eltern die Zahlung des Schulgeldes schwer. Wenn es auch wöchentlich nur 2 Groschen waren, machte es doch bei 5—6 schulpflichtigen Kindern eine drückende Summe aus. So blieben manche Kinder monatelang der Schule fern und mußten dann von neuem anfangen, da sie alles vergessen hatten. Der Schulbesuch schwankte deshalb außerordentlich.

Nach den Befreiungskriegen setzte jedoch ein derartiges Ansteigen der Schülerzahlen ein, daß die Stadt ihre Schule erweitern mußte.

In den letzten hundert Jahren nahm dann das Schulwesen der Stadt einen immer mächtigeren Aufschwung. Wenn wir an das geordnete, vielgestaltige Schulwesen in den hinter uns liegenden Jahrzehnten denken, klingen die Berichte aus der alten Zeit, wie ein unglaubliches Märchen. Auf dem dunklen Hintergrund leuchtet allein strahlend das Bild von Andreas Schumann, der selbstlos und uneigennützig einen fast aussichtslos erscheinenden Kampf führte gegen unverständige Spießbürger und schließlich doch obsiegte. Er zählt zu den Männern, die sich um das Wohl der Stadt Rastenburg am verdienstesten gemacht haben.

DIE HERZOG-ALBRECHT-SCHULE

Mit der Einführung der Reformation im Ordensland Preußen durch Herzog Albrecht ging Hand in Hand sein Eintreten für das höhere Schulwesen. Nachdem der Herzog im Jahre 1544 die Universität in Königsberg gegründet hatte, errichtete er in seinem Lande auch eine Reihe lateinischer Schulen, die Schüler für die Hochschule heranbilden sollten. So wurde 1546 auch in Rastenburg eine solche errichtet. Wohl bestand schon eine früher von der Kirche ins Leben gerufene Schule, in der auch Latein unterrichtet wurde. Sie wurde erstmalig 1409 erwähnt. Ihr Hauptzweck war aber nur, einen Schülerchor heranzubilden, der die lateinischen Kirchengesänge singen konnte. Das Gepräge einer höheren Schule erhielt die Anstalt jedoch erst 1546 durch Herzog Albrecht, so daß dieses Jahr als ihr Gründungsjahr gilt.

1546 hatte die Schule zwei Lehrer, den Schulmeister und den Kantor. Der erste Schulmeister und Rektor war Valentinus Neukirch; „er war ein gelehrter und fleißiger Mann, der viel gelehret Gesellen machte und studierten auch viel Edelleute da“, schreibt Henneberger, ein Geschichtsschreiber dieser Zeit. Die Schule hatte damals bis zu 200 Schüler, und man kann sich vorstellen, daß sie ein bedeutender Teil der Bevölkerung von Rastenburg war, das etwa 2 000 Einwohner zählte. In diese Zeit fiel auch die Blüte der Stadt Rastenburg.

Der Kantor mußte wegen der Ersparnis eines Kirchendieners zugleich Glöcknerdienste leisten, also die Geistlichen bei der Ausübung des Gottesdienstes unterstützen. Der Schulunterricht fand in den Räumen über der Kleinen Kirche statt, die damals noch kleiner war. Hier wohnten auch die Lehrer. Das Schulinventar war bescheiden und die Besoldung der Lehrer gering. Anfänglich erhielten der Schulmeister 30 Mk. jährlich neben Freitisch, Brennholz, Wohnung und Einnahmen und dem sogenannten Circuitus (Kurrendesingen), der Kantor 20 Mk. jährlich; später wurden diese Einnahmen aufgebessert und der Freitisch durch Geld abgelöst. Unterrichtet wurde von 6 bis 8, 9 bis 10, 12 bis 2, 3 bis 4 Uhr, „damit die Knaben zum Studium gereizt und durch das lange Aufthalten nicht vom Studium abgehalten werden“. Der Lehrplan enthielt außer dem Elementarunterricht im Lesen und Schreiben nur Religion, Kirchengesang und Latein. Bei dieser Beschränkung konnte trotz aller sonstigen Mängel so viel geleistet werden, daß die Begabtesten das Ziel — Entlassung zur Universität — erreichten.

Nebenamtliche Lehrer waren genügend vorhanden, da 11 Vikare in Rastenburg sich betätigten, denn die Stadt war nicht nur der Verwaltungsmittelpunkt der sogenannten Wildnis, zu der Masuren und ein bedeutender Teil der mittleren Provinz gehörte, sondern auch der

Sitz der Erzpriesterei, zu der 55 Kirchspiele gehörten, welche von hier aus bezüglich ihrer Verwaltung und seelsorgerischen Tätigkeit betreut wurden. Die Schalexamina wurden öffentlich abgehalten. Es fanden auch öfters Schulaufführungen statt.

Im 17. Jahrhundert wurde der Lehrkörper der Lateinschule auf vier Lehrer erhöht. Mit dieser Anzahl ist dann die Schule bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts ausgekommen. Das 17. Jahrhundert brachte der Schule aber auch harte Rückschläge. 1625 starben fast alle Schüler der Anstalt, dazu die Lehrer, an der Pest. Das Jahr 1628 forderte abermals viele Todesopfer, darunter den Rektor Belendorf. Auch die schwedisch-polnischen Kriege brachten durch ihre Einquartierung der Stadt schwere Belastungen. 1628 wurde Rastenburg von dem Oberst Buttler überfallen und ausgeplündert, worunter auch die Lateinschule erheblich gelitten hat. Sie wurde im Jahre 1630 wieder hergestellt und durch Erzpriester Prätorius eingeweiht. 1690 befand sich die Schule wieder in erbärmlichem Zustande, wie der derzeitige Rektor Adam Huldreich Schaffer in seiner Chronik von Rastenburg mitteilt. Dieser Mann war einer der hervorragendsten Schulleiter. Er war als Flüchtling, von den Franzosen aus Speyer vertrieben, nach Ostpreußen gekommen. 1697 kam er als Prorektor nach Rastenburg, wurde 1705 Rektor und ist 1707 dortselbst gestorben. Der Lateinschule stiftete er 300 Bände als Grundstock für eine Bibliothek.

Infolge der Verheerung durch die Pest und die Kriegswirren hatte die Schülerzahl stark abgenommen. Sie betrug 1697 nur 48 Schüler. Erst unter Friedrich Wilhelm I. erfolgte wieder ein großer Aufschwung. Vor allem hat sich Erzpriester Schumann, dessen Verdienste für das Rastenburger Schulwesen in dem Kapitel über die Volksschule eingehend gewürdigt wurden, auch für die Lateinschule eingesetzt. Eine ganze Reihe von Stiftungen an der Albertina, kleinere in Rastenburg, ehren sein Andenken.

Von 1742 bis 1804 verließen 172 Abiturienten die Rastenburger Lateinschule. 1804 plante die Regierung, die Lateinschule mit der Mittel- und Bürgerschule zu vereinigen. Der Magistrat wehrte sich dagegen mit der Begründung, daß die Lateinschule mehr Abiturienten der Universität geliefert habe als die Königsberger Schulen. Nach langem Kampfe zwischen Regierung und Stadt trat letztere 1810 das Patronat an die Kgl. Regierung ab. Es wurde ein neues Schulgebäude errichtet, zu welchem die Stadt das Baumaterial zu liefern hatte. Die Matrikel vom 18. 8. 1816 lautet: Unweit der deutschen Kirche entsteht das neue Schulgebäude, 9 Ruten lang, 2 Ruten breit, mit oberem Geschos, 2 Eingängen, 3 Schulräumen und dem Konferenzzimmer mit der Bibliothek.

Die Schülerzahl hatte sich im Jahre 1793 auf 105 Schüler erhöht. 1828 bis 1830 erhielt das Gymnasium einen größeren Schulhof durch

den Ankauf der benachbarten Wallgärten. 1866 wurde das ganze Gebäude mit einem dritten Stockwerk versehen sowie Aula und Direktorenwohnung angebaut. Im Jahre 1875 entstand der Nordflügel der Schule.

Der erste Direktor der umgewandelten Schule war Justus Friedrich Krüger (1804—1832). Er war 1766 in Rastenburg als Sohn eines Akzisekontrolleurs geboren und wurde 71 Jahre alt. Seine Schüler stifteten 1846 das Grabdenkmal und das Krügerstipendium.

Seine Nachfolge trat Johann Gottlob Wilhelm Heinicke an. Er war von 1832 bis 1848 Direktor. Geboren in Luckau, hatte er in Leipzig studiert und war 1817 nach Rastenburg berufen worden. Er war Mitglied der historisch-theologischen Gesellschaft und Mitbegründer und Meister vom Stuhl der Loge in Rastenburg. Die Loge setzte ihm auf dem Friedhof einen Denkstein.

Die 300-Jahrfeier fand vom 25. bis 28. August 1846 statt. Louis Kolmar und Karl Eduard Kowalski hatten im Garten des ersteren am Oberteich einen hölzernen Festsaal erbauen lassen. Unter großer Anteilnahme der Bevölkerung und der Anwesenheit vieler alter Schüler feierte man das Fest. Superintendent Dreist hatte den anliegenden Turngarten (Schülerheim), welcher seit 1827 wieder zur Kirche gehörte, auch zur Verfügung gestellt. Dort waren viele Buden, Bänke und Tische aufgebaut. Das Festkomitee bestand aus den Herren Hölger, Klubs, von Queis, von Schleusing und Thiel. Der Volksgesangverein unter Pfarrer Thomaszik und der Chor des Kantors Küsel bestritten den musikalischen Teil. Die ehemaligen Schüler stifteten ein Denkmal für den Direktor Krüger und ein Krügerstipendium.

Am 26. August fand die kirchliche Einleitungsfeierlichkeit statt. Die Schüler und die ehemaligen Schüler formierten sich zu einem langen Zuge durch die Stadt. Der Jubelseniör war Superintendent Besthorn/Medenau; er hatte die Schule von 1773—84 besucht. Die Liturgie hielt Pfarrer Dreschhoff, die Predigt Superintendent Dreist über 1. Kor. 3. 10—15 (mit dem Kernspruch „Einen andern Grund kann niemand legen außer dem, der gelegt ist, welcher ist Jesus Christus“). Nach der Kirche zog man unter Vorantritt des Musikkorps der Jägerabteilung mit Lehrern und Schülern zum Turngarten Dreists. Hier fanden Spiele, Bogenschießen und ein gemeinsames Mahl für alle Schüler statt. Abends war Illumination, vor allem des Gymnasiums. Am 27. August folgte die eigentliche Schulfeyer im Saal des Gymnasiums. Ansprachen hielten Direktor Heinecke, Dr. Skrzeczka vom Kneiphof, Dr. Nitka und mehrere ehemalige Schüler, darunter Pfarrer Gemmel, Leunenburg. Bürgermeister Presting sprach u. a. am Grabmal des Dir. Krüger auf dem Friedhof. Am Nachmittag fand ein Festessen für 250 Personen statt. Den Abschluß des Festes bildete abends ein Konzert bei Kolmar und Ball.

1848 wurde Nachfolger Heineckes Dr. Gustav Friedrich Eduard Techow, vorher Prof. an der Ritterakademie in Brandenburg und Stadtrat in Berlin. Techow spielte im politischen und wirtschaftlichen Leben der Stadt Rastenburg eine bedeutende Rolle als Führer der liberalen Partei und Begründer des Gewerbevereins. Als Mitglied des Abgeordnetenhauses trat er sehr für den Bau der ostpreußischen Südbahn ein. Die Stadt Rastenburg würdigte seine Verdienste durch Ernennung zu ihrem Ehrenbürger. Sein Zeitgenosse und Kollege war Dr. Raths, der sich als Landtagsabgeordneter und Stadtverordneten-vorsteher von Rastenburg bewährte.

So sehen wir schon damals, wie eng das städtische Leben mit dem der Schule und ihrer Lehrer verbunden war.

1866 betrug die Schülerzahl bereits 339 mit 13 Lehrern. Zu diesen gehörte auch Prof. Claußen, welcher 1848 Mitglied der Nationalversammlung gewesen war und ein sehr geschätzter Lehrer war, desgl. der Mathematiklehrer Prof. Jäntsch.

1870 wurde Dr. Carl Friedrich Jahn Direktor der Anstalt. In Neuruppin geboren, wurde er Direktor in Luckau und von dort nach Rastenburg versetzt. Hier wirkte er mit Erfolg bis zu seiner Pensionierung 1893. Sein Name ist mit der Gründung der Provinzialanstalt in Rastenburg verknüpft, der er sich uneigennützig widmete. Sein Nachfolger wurde Dr. Wilhelm Großmann, der Sohn eines Tischlermeisters aus Drengfurt. Er war in Rastenburg zur Schule gegangen, hatte in Königsberg studiert und dann mehrere Stellen in der Provinz innegehabt, zuletzt beim Provinzial-Schulkollegium als Ausbilder der Schulamtskandidaten. Im April 1893 wurde er Direktor in Rastenburg.

1896 feierte die Anstalt ihr 350jähriges Bestehen vom 24.—27. Juni. Der Auftakt war der Fackelzug unter dem primus omnium Willy Reschke. Daran schloß sich die Überreichung der Schulfahne, die von Frauen und Töchtern ehemaliger Schüler gestiftet war mit der Inschrift „Vigeas, ut viguisti in säcula säculorum“. Beim Festakt überreichten die Brüder von Schmidtseck ein Bild des Herzog Albrecht, gemalt von ihrer Mutter. Abends fand die Aufführung der Iphigenie, inszeniert von der Schauspielerin Anna Haberland, durch Schüler der Anstalt — die Iphigenie spielte Hans von Olfers — statt. Die Aufführung war ein großer Erfolg.

Die Hauptfeier fand am Donnerstag, dem 25. Juni, in der Georgskirche statt. Die Predigt hielt Superintendent Borowski, die Orgel spielte Ernst Beyer. Die Festrede hielt Direktor Großmann. Zu den Gratulanten gehörten Oberpräsident Graf Wilhelm Bismarck, der Rektor der Albertina D. Jakobi, die Direktoren der Nachbargymnasien und ehemalige Schüler.

An das Festessen schloß sich ein Gartenfest im Garten des Hotel Königsberg an. Am 27. Juni beendete ein großer Festzug mit historischen Gruppen mit abends folgendem Kommers das Fest.

Die Feier stellte einen Höhepunkt des Lebens der Schule im Glanze des kaiserlichen Deutschland dar. Die Schülerzahl stieg weiterhin immer mehr. Der Bau eines neuen Schulgebäudes mußte ernsthaft ins Auge gefaßt werden.

1901 zerstörte ein mächtiger Brand die westliche Straßenseite der Wilhelmstraße mit dem Spritzenhaus und dem Rathaus, so daß eine große Fläche für den Bau einer neuen Anstalt entstand. Hier wurde die Schule in den Jahren 1905—07 neu errichtet. Die Baukosten betrugen einschließlich des Direktorwohnhauses 420 000 Mk.

Zur Einweihung war Oberpräsident von Moltke erschienen. Die ehemaligen Schüler stifteten mehrere bleiverglaste Fenster, darunter das große Glasgemälde in der Aula und 5 200 Mk. zur Errichtung eines Sportplatzes.

Dr. Großmann erkrankte in dieser Zeit schwer und wurde von 1900 bis zu seinem Tode im Jahre 1902 von Professor Hüber vertreten. Sein Nachfolger, Dr. Georg von Kobilynski, ebenfalls ein Rastenburger Schüler, starb schon 1904 nach kurzer Krankheit.

Ihm folgte Dr. Walter Prellwitz, der bis zu seiner Pensionierung im Jahre 1929 an der Schule tätig war. Er war 1864 in Tilsit geboren und hatte Altphilologie studiert. Als ein Gelehrter von großem Wissen, als gerechter Lehrer und gütiger Mensch steht er allen seinen Schülern noch in frischer Erinnerung. In seine Amtszeit fällt die Übersiedlung der Schule in die neu erbauten Räume im Jahre 1909, der erste Weltkrieg und das 375jährige Jubiläum der Schule im Jahre 1921.

Diese Feier wurde infolge der Not der Nachkriegsjahre nur durch einen Festakt in der Aula mit anschließendem Gartenfest im Georgental und einem Ausflug in die Görlitz festlich gestaltet, wozu die Anwesenheit einiger alter Schüler beitrug.

Dr. Prellwitz siedelte, nachdem er 1929 in den Ruhestand getreten war, nach Königsberg über, wo er noch viele Jahre an der Albertina als Privatdozent tätig war. Er soll im Jahre 1945 in Rauschen verhungert sein.

Sein Nachfolger Kurt Ulonska war 1887 in Königsberg geboren und hatte an der Albertina Griechisch und Deutsch studiert. Er wechselte im Jahre 1939 seine Stelle mit dem Lötzener Direktor Max Dskocil, der während der zweiten Weltkriege Soldat war. Er wurde in den Jahren 1939—40 von Oberstudienrat Walter Schack, von 1940—44 von Walter Luckenbach vertreten.

Während des zweiten Weltkrieges mußte die Schule auch das Steglitzer und Lichtenfelder Gymnasium aufnehmen, weil ihre Häu-

ser durch Bomben zerstört worden waren. Dieses war umso leichter, als die Schüler der oberen Klassen zum Kriegsdienst herangezogen waren.

Es kam der 27. Januar 1945, der Tag, an dem die rote Flut die alte Ordensstadt Rastenburg überrollte, und es hörte auch auf zu bestehen die Herzog-Albrecht-Schule. Lehrer und Schüler, soweit sie nicht schon dem furchtbaren Kriege zum Opfer gefallen waren, wurden in alle Winde zerstreut.

Im Jahre 1946 hätte die Schule ihr 400jähriges Bestehen feiern können. Schon im letzten Kriegsjahr hatten sich in Rastenburg einige Lehrer und ehemalige Schüler zusammengefunden, um die ersten Vorbereitungen für die Feier zu treffen. Wohl sah die Kriegslage traurig genug aus, doch man wollte nicht das Jubiläum der ehrwürdigen Stätte, die Jahrhunderte hindurch Trägerin deutscher Kultur in der Grenzmark war, vergessen. Nun aber in der Zeit der Not, des bitteren Kampfes um die nackte Existenz — wer mochte da der ideellen Werte gedenken, die die Schule ihm gegeben hatte. Aber sie lebten doch in den Herzen der alten Schüler weiter, und als man zur Besinnung über das Geschehen kam, da standen auch diese Werte da. Bald fanden sich auch die Männer, die die Pflege der alten Tradition in die Hand nahmen, und es wurde die Vereinigung ehemaliger Schüler der Staatlichen Herzog-Albrecht-Schule ins Leben gerufen. Da wurde dann auch der Wunsch wach, die Jubiläumsfeier der Schule nachzuholen. Bei einigen ehemaligen Schülern in Hannover fand die Leitung tatkräftige Hilfe und Unterstützung, so daß zur Feier aufgerufen werden konnte. Der Appell fand ein freudiges Echo unter der alten Schülerschaft.

Am 30. August 1952 konnte endlich der Festakt in der Aula der Humboldt-Schule Hannover unter Patenschaft des Staatlichen Kaiser-Wilhelm-Gymnasiums stattfinden. Von nah und fern, zum Teil unter großen Opfern, waren die ehemaligen Schüler erschienen, um die Liebe zur alten Schule und die Treue zur Heimat zu zeigen. Fast 200 Gäste füllten den Saal, darunter etwa 150 ehemalige Schüler, die alle das schöne Festabzeichen mit dem Albertus trugen. Dankbar wurde begrüßt, daß ein festlicher Rahmen möglich gemacht worden war. Der Festakt konnte in einer Aula stattfinden, und die Ausgestaltung boten Schüler des Kaiser-Wilhelm-Gymnasiums mit ihren Chören und Deklamationen.

Die Begrüßungsansprache hielt Landgerichtsrat Werner Mollenhauer. Eindringlich wies er darauf hin, daß Ostpreußen, dieses Grenzland im Osten unseres Vaterlandes, altes deutsches Kulturland ist, in dem der Geist des Humanismus bis an die Grenze der Wildnis gepflanzt wurde.

Nach dem Totengedenken sprach Regierungsbaumeister a. D. Martin Modricker über die Geschichte der Herzog-Albrecht-Schule. Daß die große Tradition der Schule nicht für immer verloren sein möge. Diese Überzeugung brachte er abschließend zum Ausdruck, indem er an die im Rastenburger Ehrenmal in Stein gemeißelte Fahne des Obersten Hillebrandt von Kracht mit der Inschrift „Lebe beständig, kein Unglück ewig“ erinnerte.

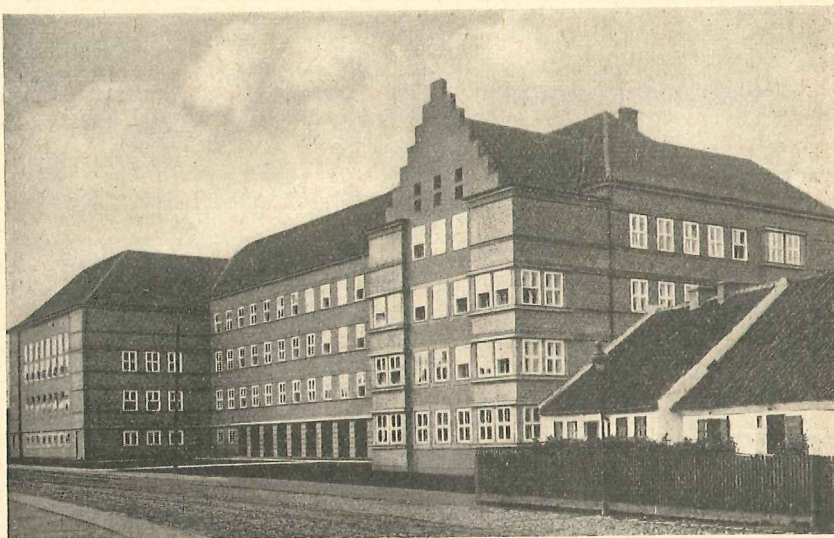
Den Festvortrag hielt Professor Dr. Bruno Schumacher über das Thema „Die Festigung der deutschen Kultur in Ostpreußen durch Herzog Albrecht“.

Nach der Feierstunde trafen sich die Festteilnehmer mit ihren Angehörigen im Bäckeramtshaus zu einem Begrüßungsabend. Gegen 150 ehemalige Herzog-Albrecht-Schüler konnte der Initiator der Veranstaltung, Alfred Palmowski, begrüßen. Viele, die nicht hatten kommen können, bekundeten durch schriftliche Grüße ihre Verbundenheit mit der alten Schule. Besonders freudig begrüßt wurde der einzige anwesende ehemalige Lehrer der Schule, Oberstudienrat Dr. Grunert, der vor allem den älteren Jahrgängen die Erinnerung an ihre Schulzeit lebendig werden ließ.

400 Jahre lang hat die Herzog-Albrecht-Schule die ihr anvertraute Jugend erzogen im Geiste der Bibel und ihrer ewigen Wahrheit, sie eingeführt in die griechische Gedankenwelt, das Reich der deutschen Klassik, und sie gelehrt die klare Logik der Mathematik. Dankbar gedenken die überlebenden Schüler ihrer alten Lehrer, von denen nur noch ganz wenige unter den Lebenden weilen. Es gab so manche Originale unter ihnen. Trotz mancher Wunderlichkeiten haben sie ihren Schülern viel mitgegeben. Wer kann etwa vergessen Lehrer wie unsere alten Professoren, den Altphilologen Hüber, den Mathematiker Schlicht oder den Germanisten Boruttau?

Unsere alte Schule ist nicht mehr. Nur mit herzlicher Dankbarkeit für all das, was sie uns gegeben hat, können wir ihrer gedenken und des Tages warten, da sie wieder erstehen soll zu neuem Leben.

DAS HINDENBURG-OBERLYZEUM



Wohl hat diese Anstalt nicht die bedeutende Vergangenheit wie die ältere Herzog-Albrecht-Schule.

Sie wurde im Jahre 1897 von der Stadtschule als höhere Töchter-schule abgezweigt und 1908 in ein Lyzeum nach Art der Realschule umgewandelt.

Dann erfolgte durch die Einrichtung der vierjährigen Grundschule bis 1924 der Abbau der Vorklassen unter gleichzeitiger Umwandlung in ein sechsklassiges Lyzeum, ein Jahr später der Aufbau zu einem Ober-Lyzeum mit 15 Klassen und 20 Lehrkräften.

Seit dem 1. April 1920 leitete Herr Studiendirektor Ludwig Lang-behn die Anstalt, ein Mann von großen Geistesgaben und gütigem Herzen. Viele Jahre wirkten dort Prof. Junius und Frau Anna De-mant, die es verstanden, den Unterricht auf beachtliche Höhe zu bringen.

Die Schule war ursprünglich auf der hinteren Neustadt in dem 1860 erbauten Schulgebäude der Bürgerschule untergebracht, bis 1929 ein stattlicher Neubau nach den Plänen des Architekten Locke an der Schulstr. entstand.

Voll Trauer und Stolz gedenken heute viele ehemalige Schüle-rinnen und Schüler ihrer ehemaligen Bildungsstätte und ihrer Lehrer.

EIN GÄNG DURCH UNSER RÄSTENBURG

„Das alte Nest! Die alten Dächer!“ So sah Arno Holz sein Kind-heitsparadies, unsere liebe, alte Heimatstadt Rastenburg. So idyllisch, so kleinstädtisch, wie der Dichter sie um die Zeit des Krieges 1870/71 erlebte, kennen wir sie nicht mehr. Aber das Rastenburg, das in unserer Erinnerung fortlebt, die Heimatstadt, wie sie in den letzten Jahren herangewachsen war, sie ist nicht weniger wert, liebe-voll gewürdigt zu werden. Wenn Arthur Springfeldt in der Fest-schrift zur 600-Jahrfeier der Stadt schrieb: „Meine liebe alte Vater-stadt! Ich sage mit Bedacht und aus Überzeugung: Du bist schön!“, so stimmen wir ihm heute aus vollem Herzen bei, wenn wir auch voller Wehmut nur noch sagen dürfen: „Du warst schön!“. Die apokalyptischen Reiter sind über die uns lieben Stätten gerast, haben zer-treten, zerstört, vernichtet, was uns lieb und teuer war. Aber wir werden die alten Bilder nicht los, immer wieder suchen sie uns in stillen Stunden heim, stehen vor uns in ehemaliger Schönheit. So laßt sie wieder zu uns sprechen, laßt „Das alte Nest! Die alten Dächer!“ noch einmal lebendig werden in einigen Bildern, wie sie unvergeßlich in uns allen fortleben.

Wir stehen vor der alten Ordenskirche. Die Wucht und Kraft ihrer Architektur können wir hier nur ahnen. Aber wunderbar geborgen fühlen wir uns. Vielleicht blühen gerade die Linden, und im Schul-garten gegenüber duften die Blumen. Der Lärm der Straße dringt nur gedämpft hierher. Wie still und feierlich ist schon der Eingang zum Gotteshaus. Dann treten wir in die Kirche ein. Kühl weht uns die Luft entgegen; der gewaltige Raum umfängt uns. Der Blick wan-dert zum Altar. Vor ihm haben vielleicht schon unsere Eltern den Bund fürs Leben geschlossen, vor ihm haben wir unser Konfirmations-gelübde abgelegt. Das Bild unserer Kirche, es lebt unauslöschlich in uns fort.

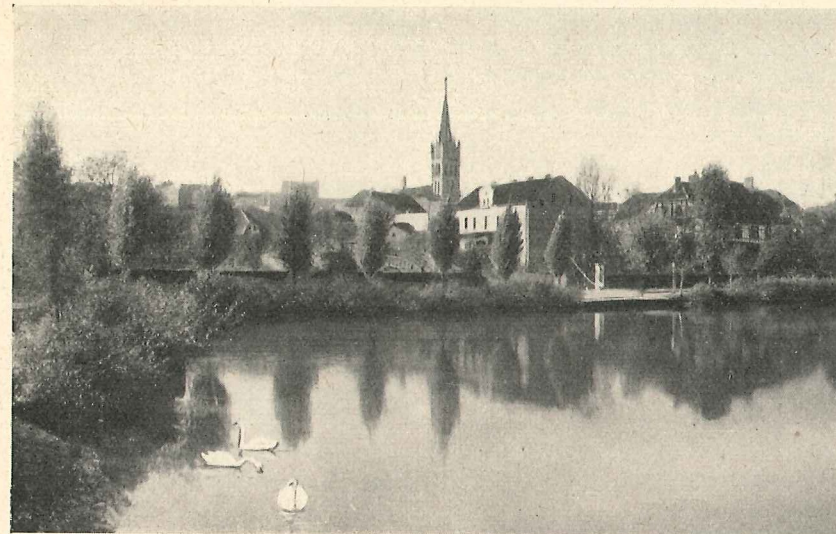
Wir verlassen die Kirche und lenken die Schritte durch die Ritter-straße zum Alten Markt. Auch hier webt und lebt noch die alte Zeit, wenn auch schon vieles sich gewandelt, der Neuzeit angepaßt hat. Die alte Anlage der Altstadt und die zu ihr gehörende „Neustadt“ ist aber noch erhalten. Zu ihr gehörten: Hintere Schloßstraße, Schloß-straße, Ritterstraße, Kirchenstraße, Mauerstraße, Rollberg, Vordere und Hintere Neustadt, Burgstraße. Das ganze Wirtschafts- und Ver-waltungsleben der Stadt spielte sich einst in diesem Viertel ab. Hier wohnten die Patrizier, hier stand bis 1783 das schöne gotische Rat-haus. Das Haus des Kaufmanns Herbst gehörte früher dem Bürger-meister Melchior Hoppel. Im Hempelschen Hause tagte 1819 die erste Stadtverordnetenversammlung. Aber auch bis in die neueste Zeit

blieben die Stadtväter dem Hause treu, und in dem Lokal von Hempel fand so manche inoffizielle Tagung statt, auf der über das Wohl und Wehe der Stadt entschieden wurde. In der Adler-Apotheke hat Arno Holz das Licht der Welt erblickt: „An einem ersten blauen Frühlingstag, in einer Königlich preußischen, privilegierten Apotheke zum Schwarzen Adler bin ich geboren“. Werfen wir noch einen Blick in die Hintere Kirchenstraße. Sie gehört zu den altersgrauen Kleinstadtgassen. Die Häuser auf der westlichen Seite sind an die Stadtmauer gebaut. In der Vorderen Kirchenstraße erinnert auch noch so manches alte Haus an die Vergangenheit. Heute ist die Altstadt dahin, wir werden sie nicht mehr finden.

Um Kaisers Kaffeegeschäft biegen wir nun ein zum Neuen Markt und zur Königsbergerstraße. Wir sind jetzt in der City, im modernen Geschäftsviertel der Stadt. Hier beginnt die neue Stadt außerhalb der alten Stadtmauer. Unter dem Markt befanden sich noch gewaltige Gewölbe, die zur ehemaligen Torbefestigung gehörten. In den letzten Jahrzehnten war der Platz etwa der Mittelpunkt der Stadt. Von der Veranda des Hotels Thuleweit konnte man den regen Verkehr der modernen Stadt gut überblicken. Die Königsbergerstraße, früher „Königsberger Vorstadt“ genannt, auch „Steindamm“, weil sie als einzige vor dem Tor schon damals Steinpflaster hatte, war mehrmals durch Feuersbrünste zerstört. An manches Haus knüpfte sich eine geschichtliche Erinnerung. Im Hause Nr. 20 fand die Königin Luise auf ihrer Fahrt nach Königsberg am 5. Dezember 1806 Unterkunft. Im Hause Nr. 8 hatte der Vizekönig von Italien während des Marsches nach Rußland am 12. Juni 1812 sein Hauptquartier aufgeschlagen.

An der 1895 erbauten Katholischen Kirche vorbei gelangen wir nun zum Wilhelmsplatz. Er war in den letzten Jahrzehnten zum repräsentativen Platz der Stadt geworden. Mit seinen gärtnerischen Zieranlagen bildete er ein Schmuckstück der Stadt. Sein Wahrzeichen war das 1886 bezogene Rathaus. Obwohl es durch dauernde An- und Umbauten einen wenig einheitlichen Stil zeigte, stellte es doch immer noch einen recht wirkungsvollen Bau dar. Nicht weniger als fünf Bankhäuser lagen am Wilhelmsplatz, so daß man ihn nicht mit Unrecht auch als das Bankviertel der Stadt bezeichnete. In den Jahren vor dem ersten Weltkrieg fand auf dem Platz zu Kaisers Geburtstag die Parade der Garnison statt. Im Frühjahr und Herbst wurde damals auf ihm der Jahrmarkt abgehalten.

Weiter führt uns der Weg nun durch die Kaiserstraße, die längste Straße der Stadt. Sie zeigt sich als ein Kind des neuen Jahrhunderts. Die großen Mietshäuser sind alle erst entstanden, nachdem 1898 Rastenburg wieder Garnison geworden war. In dem Eckhause zur Gartenstraße wohnte der General, weiter zur Kaserne hinauf finden



wir die „Villa Linsingen“, in der der erste Rastenburger Regimentskommandeur wohnte. Hinter der Abzweigung der Schulstraße führte eine kleine Gasse zu einer im Volksmunde „Spektakelshof“ genannten Häusergruppe. Durch die zum Teil mit Vorgärten versehenen Häuser der Kaiserstraße gehen wir unter Linden- und Ahornbäumen weiter in Richtung zur Kaserne. Zwischen all den oft nicht gerade schönen Mietskasernen fanden wir bis in die letzten Jahre noch ein an die gute alte Zeit erinnerndes Idyll. Auf dem Schornstein der stillgelegten Brauerei nistete Jahr für Jahr ein Storchpaar. Es ließ sich durch die wachsende Stadt nicht vertreiben, es blieb der alten Heimat treu. Erst als der Schornstein gesprengt wurde, fand das Idyll ein Ende. Von der Einmündung der Heiligelinder Chaussee geht es nun steigend den „Seufzerberg“ hoch, am Sembeck-Siechenhaus vorbei, zur Grenadierkaserne. Wir biegen schon vorher links ab zum Heldenfriedhof.

Auf der Luisenhöhe ist er im ersten Weltkrieg angelegt, als in Rastenburg ein Reservelazarett war. Weit reicht von hier der Blick über die alte Ordensstadt und die heimatliche Landschaft. Wir treten in den aus Granitsteinen errichteten Rundbau des Ehrenmals, das dem Gedenken der über 1300 Gefallenen des Kreises Rastenburg aus dem ersten Weltkrieg geweiht ist. In der Mitte auf hohem Sockel ragt das Kreuz empor mit den auf den beiden Seitenbalken in ehernen Lettern stehenden Worten „Ich lebe“. Zwei Sandstein-Gedenktafeln erinnern an die großen Blutopfer der beiden Rasten-

burger Regimenter. Auf der Tafel der Friedrich-Grenadiere finden wir eingemeißelt die Fahne des Obersten Hillebrandt von Kracht mit der Inschrift „Lebe beständigk, kein Unglück ewigk“. Auf eine der Steinbänke des Ehrenmals setzen wir uns zur Rast und blicken auf die gepflegten Gärberreihen. Freund und Feind liegen hier vereint zur letzten Ruhe; hier schweigt der Streit und Unfriede der Welt. Wann kommt die Zeit, da auch die Lebenden friedlich nebeneinander wohnen können, da die ultima ratio regis, von der die Inschrift auf der Gedenktafel unserer Artilleristen spricht, nicht mehr notwendig sein wird? Still schreiten wir weiter durch die Gräberreihen, an den beiden Obeliskten vorbei, den von Pyramidenpappeln eingefassten Abstieg zur Heiligelinder Chaussee.

An der Einmündung des Pieperweges mit seinen schmucken Siedlungshäuschen vorbei gehen wir und biegen ein in die Georgsstraße. Es muß schon gutes, trocknes Wetter sein, wenn wir sie besuchen wollen, denn sie ist erst im Werden. Das Pflaster soll noch kommen. Die Häuser stehen noch recht vereinzelt da. Eine zukunftsreiche Entwicklung versprach diese Gegend, das Unheil des Jahres 1945 hat sie jäh abgebrochen. Der letzte Teil der Straße, eigentlich war es der Anfang, bot dagegen mit den schmucken Wohnblocks des Wohnstättenvereins einen freundlicheren Anblick.

Wir kommen nun zum „Georgenthal“. Das schöne Feierabendhaus, das sich in seiner schlichten Bauform vorzüglich der mächtigen Baugruppe der Georgskirche unterordnet, ist im Jahr 1921 erbaut. Das Georgenthal hat eine lange Geschichte hinter sich. Als erster bekannter Besitzer wird 1675 der Ziegeleibesitzer Georg Zerbach genannt. Oft hat es dann im Laufe der Jahrhunderte den Besitzer gewechselt. Im Jahre 1858 erwarb es der Mälzenbräuer Hermann Neumann. Er errichtete eine Sommergastwirtschaft und baute im Jahre 1863 im Garten einen hölzernen Saal. Später wurde ein massiver Saal und ein Winterlokal errichtet. Von 1855—1907 fanden im Georgenthal die Schützenfeste statt.

Zu einem der schönsten Winkel der Stadt gelangen wir jetzt, zur Hospitalstraße. Linkerhand erhebt sich der steile Hang des Pfortenberges, baumbewachsen und gekrönt von der St. Georgskirche. Etwa in der Mitte der nördlichen Straßenseite, am Fuße des Berges, steht die Heiliggeist-Kapelle des Hospitals, genauer des reichen Hospitals, denn auf der anderen Seite finden wir auch das arme Hospital, das frühere Armenhaus der Stadt. Es lohnt sich, die alte Kapelle zu besichtigen. Eine Reihe schöner alter Holzsulpturen sowie Wand- und Deckenmalereien schmücken das schlichte Gotteshaus. Auf einer Holztafel finden wir die Inschrift: „Anno 1695 ist durch Hülff und gute Vorsorg des hoch und woll Edelgebohrnen Herrn, Herr Christoff Alexander v. Rauschke und dero hochadlige Frau, Sybilla, Agnesa,

gebohrne Rauterin, damahliger Herr Hauptmann des Rastenburgischen Landts, dieses Stifft gebauet worden“. Aber nicht nur das ge-
ruhsame Alter hat auf diesem schönen Fleckchen Erde seine Stätte, auch das pulsierende Leben der Arbeit ist hier zu finden. Am Einfluß des Mühlengrabelns in die Guber steht die Grambergsche Untermühle mit Turmhaus, Schornstein und Nebenanlagen. Alte und neue Zeit haben sich in der Hospitalstraße in harmonischem Zusammenklang vereinigt.

Der Weg führt uns weiter zur Bahnhofstraße. Sie repräsentiert mehr das neue Rastenburg. Wenn wir von der Hospitalstraße kommen, zweigt nach rechts die Freiheit ab. Sie war in ältester Zeit eine Siedlung von Schuhmachern, die vom Orden ihre privilegierten „Schustergründe“ erhielten. An die alte Tradition hat die Hundriesersche Lederfabrik angeknüpft, die hier, wenig schöne Gerüche verbreitend, ihren Platz hat. Wir gehen die wenigen Schritte über die Bahngleise zur Guberbrücke, denn von hier haben wir einen der eindrucksvollsten Blicke auf den gewaltigen Bau der Georgskirche. Wir kehren zurück und stehen vor der Grambergschen Obermühle, einem modernen, schönen Industriebau. Gegenüber, vor dem Wohn- und Bürohaus der Mühlenwerke, zieht den Blick der in einer Grünanlage stehende Müllerbrunnen an. Einen Blick werfen wir auch noch auf den zur Altstadt führenden Rollberg; wenn wir Zeit haben, können wir auch in das kleine, schöne Lokal von Küßner einkehren. Aber wir müssen weiter. Wir gehen zum alten Ordensschloß.

Vor ihm stehen, auf Lafetten aufmontiert, zwei alte Geschützrohre. Im 17. Jahrhundert waren sie auf der Plattform des Bahrenturms aufgestellt. Wenn wir in den Burghof treten, umfängt uns ganz die mittelalterliche Zeit. Gehört das Schloß auch nicht zu den großartigsten Bauwerken der Ordensritterzeit, so spricht doch in ihm der Geist jener kraftvollen Jahrhunderte spürbar zu uns.

Durch das Tor auf der Hofseite verlassen wir die alte Burg, und vor uns liegen die schönen, blumengeschmückten Schloßplatzanlagen. Bis in die Neuzeit hinein standen hier die Wirtschaftsgebäude der Domäne. Erst kurz vor dem ersten Weltkrieg konnte die Stadt das Domänengelände erwerben. Die das Stadtbild verunzierenden Gebäude wurden abgebrochen, und der den Blick auf das Schloß freigebende Platz angelegt. Der Springbrunnen in der Mitte der Anlagen, dessen Wasserfontänen leuchtend in der Sonne sprühen, ist eine Stiftung von Hermann Reschke. Im Jahre 1926 wurde das Denkmal für die Rastenburger Grenadiere aufgestellt.

Unser Weg führt nun wieder zur Bahnhofstraße. Wo heute die gewaltigen, architektonisch so eindrucksvollen Silo- und Maschinenspeicher der Rastenburger Mühlenwerke stehen, lag noch zu unserer

Zeit vor wenig Jahren der Mühlenteich. Weiter zum Bahnhof ziehen das dekorative Raiffeisenhaus und der Silospeicher den Blick auf sich.

Der Bahnhof lockt uns heute nicht, wir wollen ja weiter durch die Heimatstadt wandern. Einen Blick werfen wir noch auf die in voller Blüte stehenden roten Kastanienbäume, die die Straße säumen, dann biegen wir ein zum Königsplatz. Ganz entspricht er nicht den Erwartungen, die man bei dem Namen hat. Das Pflaster fehlt noch. Der Blick auf die Gasanstalt ist auch alles andere als schön. Einen freundlichen Anblick gewähren nur die Villen von Tierarzt Eicke und von Dr. Liedtke.

Durch die Poststraße kommen wir an die Kreuzung der Angerburgerstraße, die in scharfem Winkel an dem großen Gebäudekomplex der Rastener Aktien-Brauerei links abbiegt. Rechts führt uns der Weg hinauf zum Friedhof.

Durch das schöne Portal treten wir ein in die Stätte, da unsere Toten zur letzten Ruhe gebettet wurden. 1807 ist sie auf einem alten Preußenhügel angelegt worden. Ruhe und Frieden herrschen hier unter den hohen schattenspendenden Bäumen. Wie in einem gepflegten Park wandern wir durch die sauberen Gänge. An so manchem Grabe verweilen wir und gedenken des stillen Schläfers unter dem Erdhügel, mit dem wir eine Strecke Wegs im Leben zusammen gegangen sind. Zahlreiche Denkmäler künden von den Männern, die in der Geschichte der Stadt eine Rolle gespielt haben. Die tüchtigen Bürgermeister Jeglinski, Wiewiorowski und Pieper haben hier ihre letzte Ruhestätte gefunden. Andere Grabstätten erinnern an Lehrer der Herzog-Albrecht-Schule. Die dankbaren Schüler haben ihnen die Denkmäler gesetzt. Auf dem anschließenden, später angelegten katholischen Friedhof lädt ein lebensgroßer holzgeschnittener Crucifixus zu Besinnung und Einkehr ein. Wir verlassen den Friedhof wieder durch das Hauptportal. Einen großartigen Blick haben wir von hier auf die Stadt und die sie hoch überragende Georgskirche.

Die Sembeckstraße entlang, dem großen Gebäudekomplex der Provinzialanstalt folgend, führt der Weg uns weiter. Um 1580 und später stand hier der Schießbaum mit der Vogelstange. An der Gabelung der Straßen nach Lötzen und Barten folgen wir dem schmalen Fußgängersteig zwischen Provinzialanstalt und Landgestüt, der uns zum Oberteich führt.

Im Schatten der hohen Bäume des längs des Gestütes führenden Promenadenweges haben wir einen prachtvollen Blick auf die glitzernde Wasserfläche und die dahinter liegende Silhouette der Stadt. Überragt von dem spitzen, hochragenden Turm der katholischen Kirche liegen vor uns das Evangelische Schülerheim, die Ahlsche Druckerei und die rückwärtige Front der Stiftstraße. Etwa auf der Mitte des Weges führt ein Steg zu der alten Badeanstalt. Den

ruhig dahinziehenden Schwänen nachblickend wandern wir weiter bis zur Einmündung der Ludwig-Diehl-Straße. Vor uns liegt die neue Anlage des Schwimmbades mit dem hohen Sprungturm. Wir kommen nun in den schönen alten Stadtpark, der bereits vor vielen Jahrzehnten vom Verschönerungsverein auf einem Teil des ehemaligen Exerzierplatzes der Jäger, die bis 1848 in Rastenburg in Garnison lagen, angelegt worden ist. Wo früher die Männer in glühendem Sonnenbrand gedrillt wurden, spenden jetzt von grünen Wiesenflächen durchbrochene Baumgruppen Ruhe und Erholung. Wir kommen zum Krankenhaus, das an dieser ruhigen, mitten im Grünen liegenden, Stelle einen geeigneten Platz gefunden hat. Zur Stadt hin führt, an dem mit Tannen bewachsenen Hermannsberg vorbei, die Stiftstraße. Wir lenken den Schritt jedoch in entgegengesetzter Richtung an der Artilleriekaserne und am Jahnplatz vorbei zum Schützengarten.

Die erst zu Anfang des Jahrhunderts errichtete Anlage ist im Laufe der Jahre bereits parkartig eingewachsen. Ein schlichter Gedenkstein hält die Erinnerung an die Gründer, Heinrich Erdmann und Friedrich Rohmann wach. Wir schauen hinein in den neuen Schießstand. Heute ist es still darin. Die Büchsen, die sonst so frisch und lustig knallten, haben Ruhe.

Zurück zur Stadt wandern wir durch die Schulstraße, später in Deutschordensstraße umbenannt. An ihrem Beginn zweigt zum Krankenhaus der Hochmeisterweg mit seinen neuen stattlichen Wohnhäusern ab. Hinter uns lassen wir die in den letzten Jahren am Tannenwalder Weg entstandene Stadtrandsiedlung zurück. Wir kommen vorbei an den auf dem Hermannsberg liegenden Schrebergärten. Wenn wir den Weg auf dem Abhang an den Gärten vorbei wählen, können wir vielleicht über den Zaun hinweg mit den Besitzern ein paar Worte wechseln. Vor der Einmündung der Bergstraße liegt die frühere Präparandenanstalt. In der Bergstraße hat der Kindergarten ein neues Heim gefunden. An dem idyllischen alten Kindergarten beginnt der modernste Teil der Stadt. Der langgestreckte, eindrucksvolle Bau des Oberlyzeums und das neue Gerichtsgebäude haben hier ihren Platz gefunden. An der Ecke zur Bismarckstraße vervollständigt der neue große Wohngebäudeblock das Bild. Dahinter in der Bismarckstraße erhebt sich der Neubau der Hippelschule und die schon vor dem Ersten Weltkrieg erbaute Turnhalle. Zwischen Bismarckstraße und Kaiserstraße liegen die alten Volksschulgebäude. Gehen wir nun die Schulstraße zur Kaiserstraße hinunter, stechen die kleinen, baufälligen Buden auf der Höhe neben dem Amtsgericht merkwürdig gegen diese Pracht ab. Die blühenden Fliederbüsche in den kleinen Vorgärten jedoch versöhnen uns gerne mit dem wunderlichen Kontrast.

Wir überschreiten die Kaiserstraße und gelangen in die Hippelstraße, das Gebiet der einstigen „Neuen Sorge“. In ihrem letzten Teil

stehen die städtischen Arbeiterwohnhäuser der Thielschen Stiftung und das Schlachthaus.

Wir biegen jedoch bereits an der Villa Modricker in die Moltkestraße ein und kommen vorbei an dem Stadthof mit dem Feuerwehrdepot und dem „Haus der Landwirte“. An der Ecke Wilhelmstraße erinnert der freie Platz an die Schreckensnacht im Herbst 1938. Hier stand einst der Kuppelbau der Synagoge, der damals von dem verbrecherischen Naziregime in Schutt und Asche gelegt wurde. In der Wilhelmstraße zum Wilhelmsplatz hin sehen wir den stattlichen Bau der Herzog-Albrecht-Schule. In der entgegengesetzten Richtung kommen wir zu Seddigs Garten, der früheren „Flora“. Wir gehen aber die Moltkestraße weiter und gelangen zum Kreishaus. Inmitten des mit Rotkastanien bestandenen Platzes erhebt sich das Kriegerdenkmal für die Gefallenen von 1866 und 1870/71. Zum Neuen Markt hin sehen wir das Gebäude der Loge. Südlich an den Platz anschließend liegt der Lindenmarkt, auf dem unser Rundgang enden soll. Ganz in die Nähe des Ausgangspunktes unseres Weges sind wir zurückgekehrt. Im Hintergrund steht die Stadtmauer mit dem Durchbruch zur Altstadt, über uns liegt das alte Gymnasium und die St. Georgskirche mit dem Pfarrhaus. Wir setzen uns auf die Bank unter den großen Lindenbäumen und ruhen uns von dem weiten Weg, der uns durch das schöne Rastenburg geführt hat. Rastenburg war schön. Aber auch seine Umgebung war reizvoll und bot Gelegenheit zu abwechslungsreichen Spaziergängen, Wanderungen und Ausflügen.

Das nächste beliebte Wanderziel waren die Guberberge und die Martinsschlucht. Kamen wir vom Georgenthal her durch die Eisenbahnbrücke, so befanden wir uns sofort in einem herrlichen Naturpark. Schattige Gänge wechselten ab mit lichten Wiesenflächen, zur Rechten rauschte sacht die Guber. In die wundersame Ruhe klang nur dann und wann hinein das gedämpfte Rollen eines Zuges, der, verdeckt von der grünen Kulisse der Bäume, seinem Ziel entgegenfuhr. Weiter führte der Weg zur zweiten Eisenbahnbrücke. Die gute Guber versuchte hier, sich ein wenig ungebärdig zu stellen, über die Steine zu springen und zu lärmern; so recht gelang es ihr aber nicht, und wenige Schritte hinter der Brücke war die Anwandlung von jugendlichem Ungestüm auch schon verflogen. Gesittet und ruhig floß sie wieder im Schatten der Sträucher dahin. Wir verließen sie und bogen rechts ab in die Martinsschlucht. Wundervoll eingewachsen war in den letzten Jahren die Schlucht und bot manchen stillen Ruheplatz. Hatten wir sie durchschritten, lag vor uns die Straße nach Heiligelinde, zu der zwischen Feldern ein baumbestandener Weg führte. Am Heldenfriedhof vorbei führte dann der Weg zur Kaiserstraße und zurück zur Stadt.

Das beliebteste weitere Ausflugsziel war in den letzten Jahren vor dem Kriege der Moysee. Man konnte wohl auch mit der Eisenbahn dahin fahren, wer aber noch Freude am Wandern hatte, zog es vor, ihn zu Fuß zu erreichen. Der schönste Weg führte über Woplaiken hin. Durch Wiesen und Felder, vorbei am Gutsark, ging es steil hinauf nach Schwarzstein, dann die Landstraße entlang bis zum Wald, und schließlich am Waldrand bis zum See.

Vorne am Strand lag gewaltig und wuchtig der Teufelsstein, beliebt als Podium für photographische Aufnahmen. Wunderbar war der Blick über den See, vor allem bei Sonnenuntergang. Am Strand und auf den anschließenden Wiesenflächen herrschte vor allem an schönen sonnigen Sommertagen ein fröhliches, ungezwungenes Treiben. Für die Jugend war der Badestrand ein wahres Paradies. Aber auch die Alten fanden Entspannung und Erholung. Sie lockte mehr ein Spaziergang in den Wald oder ein ruhiges Verweilen bei einer Tasse Kaffee in der Strandhalle.

Bevor der Moysee „entdeckt“ wurde, war das Kurhaus Görlitz das Ziel der Ausflügler. Eine Wanderung durch den Wald zum stillen Nixengrund gehörte dabei zu den schönsten Erlebnissen. Die Kinder aber konnten sich auf der großen Hippelwiese ungehindert tummeln. Manch Schulfest hat hier stattgefunden, und die Stadtväter „illustrierten“ sich jährlich in der Görlitz beim Hippelactus. Zu jeder Zeit aber war die Görlitz schön. Ob wir im Frühjahr, wenn die Anemonen und später die Himmelsschlüsselchen blühten, sie besuchten; ob wir im Sommer in ihr Walderdbeeren suchen gingen; ob wir im Herbst durch das raschelnde Laub wanderten; ob wir schließlich im Winter im Schlitten unter den schneebedeckten Tannen über ihre knirschenden Waldwege fuhren: immer war unsere Görlitz schön!

Wie ein Märchen sind die Bilder aus unserer alten Heimatstadt an uns vorbeigezogen. Diese Bilder aber, sie waren einmal Wirklichkeit, lebendige Wirklichkeit, und wir haben sie alle erlebt. Sie sind versunken, vergangen für immer. In uns aber leben sie fort. Arno Holz hat im Alter in seinem „Kindheitsparadies“ auch die Erinnerungen an seine Vaterstadt Rastenburg lebendig werden lassen. „Daß mir doch dies alles noch so lebendig geblieben ist!“ ruft er da staunend aus. Geht es uns heute nicht ebenso? So viel des Neuen, Böses und Guten, haben wir in den Jahren, seit wir die Heimat verloren haben, erlebt, so viele neue Bilder sind auf uns eingestürmt. Nicht haben sie verdrängen können das alte liebe Gesicht der Vaterstadt, unser Rastenburg.

Ad. Kummer

DIE GRÄFEN ZU EULENBURG

Eine der ältesten und verdienstvollsten Familien des Kreises Rastenburg, mit welcher auch das Schicksal der Stadt aufs engste verbunden war, ist die Familie der Grafen zu Eulenburg. Auf den Schlachtfeldern von Tannenberg und Konitz kämpften drei Ritter von Ileburg. Ein Othe von Wileburg war 1415 Treßler des Ordens.

Als in den Jahren 1454—1467 der Orden im Kampf gegen den Preußischen Bund (Eidechsenbund) und Polen stand, zog der Hochmeister Söldnertruppen aus dem Reich heran. So kamen Botho und Wend von Ileburg, ebenso Angehörige der Familien Dohna, Tettau, Schlieben, Kanitz, Schenk zu Tautenburg und Vogt von Ammerthal nach Preußen, dem Orden zu Hilfe.

Wend von Ileburg eroberte 1458 mit dem Hauptmann Bernhard von Zinneberg und dem Bürgermeister Bartholomäus Blume die Stadt Marienburg von den Polen. Botho wurde 1468 mit den Gütern Gallingen, Thüngen und Skandau belehnt.

1520 heiratete Botho, der Sohn Wends von Ileburg, die letzte Vogt von Ammerthal, die ihm Leunenburg in die Ehe brachte. Prassen tauschte er gegen Skandau ein. Der Name Ileburg wandelte sich im 16. Jahrhundert in Eilenburg. Das Geschlecht gehörte zur herzoglichen Zeit zu den sogenannten Regimentsräten und nahm im 17. Jahrhundert den Freiherrntitel an.

Ende des 17. Jahrhunderts war ein Jonas Eulenburg Amtshauptmann von Angerburg und Landratsdirektor. Sein Sohn Botho Albrecht heiratete 1604 Elisabeth von Polenz und wurde 1609 als Ersatz für die Aufgabe seiner Zossener Ansprüche mit den in Masuren gelegenen Gütern Borken, Sadau, Orlau und Lahna belehnt.

Botho Albrechts Sohn Jonas Kasimir, geb. 1614, wurde einer der bedeutendsten Männer des Geschlechts. Er war einer der treuesten Anhänger des Großen Kurfürsten und des Hohenzollernhauses in seinem Kampf mit den preußischen Ständen. Bei der Schaffung eines kleinen stehenden Heeres stellte Jonas Kasimir ein Regiment auf, das später in der preußischen Garde aufging. Er wurde Landesoberst der preußischen Milizen, und auch im diplomatischen Dienst verwendete ihn Friedrich Wilhelm zu einer Gesandtschaft an den Zarenhof mit Erfolg. Als Amtshauptmann von Insterburg starb er 1667 auf Schloß Schönberg.

Georg Friedrich von Eulenburg (1641—99) war Amtshauptmann von Rhein. Er besaß Prassen, Tolksdorf und Romsdorf. Gottfried von Eulenburg, geb. 1676, war 1726 Wirklicher Geheimer Rat und Kriegsminister. Er war verheiratet mit Catarina, Gräfin Wallenrodt. Von seinen drei Söhnen erbte Christoph Heinrich Prassen-

Leunenburg, Albrecht Wilhelm Gallingen-Ringen und Jonas Romsdorf-Prantiack.

Albrecht Wilhelm heiratete Henriette Charlotte von Tettau und erbt durch sie die Wicker Güter. Nach dem Tode des kinderlosen Bruders fiel auch Prassen an ihn.

Ernst Christoph, der jüngere Sohn, geb. 1754, wurde anlässlich der Erbhuldigung im Jahre 1786 in den Grafenstand erhoben. Er heiratete 1776 Hedwig v. d. Gröben aus Weslienen. Der Ehe entsprossen sechs Söhne und zwei Töchter. Der Älteste, Wilhelm, erhielt Prassen, der zweite, Heinrich, Wicken, der dritte, Ernst, Gallingen. Fünf Brüder zogen in die Freiheitskriege. Wilhelm stellte mit dem Steinorter Grafen Lehndorf das Ostpreußische Nationalkavallerie-Regiment auf, aus dem später das Leib-Garde-Husarenregiment hervorging. Er zeichnete sich in der Schlacht an der Katzbach aus und wurde später Kommandeur des 2. Leib-Husarenregiments. Im Jahre 1865 ist er gestorben.

Sein Sohn Elimar war Landrat des Kreises Rastenburg und Landtagsabgeordneter. Dessen Sohn Richard (1838—1909) machte die Feldzüge 1866 und 1870/71 mit. Er war 18 Jahre lang Vorsitzender des Provinzial-Landtages und einer der Gründer der Carlshöfer Anstalten.

Sein Sohn Friedrich, geb. 1874, war ein sehr fähiger, tüchtiger Landwirt, der nicht nach Stellung, sondern nach Leistung fragte. Er bekleidete zahlreiche Ehrenämter in der Provinz und im Kreise. Die Zuckerfabrik Rastenburg, der Landwirtschaftsverband, die Carlshöfer Anstalten, der Kreisausschuß und der Provinzialausschuß verdanken seiner nimmermüden Tätigkeit ihre Erfolge. Sein Auge strahlte Güte aus, die seines Wesens Kern war. Die schmählichen Verfolgungen zur Zeit des Nationalsozialismus reichen an diesen hervorragenden Mann nicht heran. Seine Gattin Antonie, Tochter des Grafen Udo zu Stolberg-Dönhofstadt, Tochter des ehemaligen Oberpräsidenten und Präsidenten des Deutschen Reichstags, war eine ihm ebenbürtige ausgezeichnete Frau. Der Ehe entsprossen acht Kinder, Graf Fritz kam durch einen Kraftfahr-Unfall ums Leben.

DAS KULTURELLE UND GESELLIGE LEBEN

In seinen ersten Jahrhunderten war das kulturelle Leben der Stadt einzig von der Kirche bestimmt. Erstmals wird 1673 erwähnt, daß Komödianten im Rathause spielten. Am 23. 12. 1700 präsentierte der Herr Rektor ein actum oratorium mit den Knaben. Später fand im Gymnasium alljährlich der Hippelactus statt (s. Die Familie Hippel).

Ein kulturelles und geselliges Leben, wie wir es kennen, entwickelte sich erst im Laufe des 19. Jahrhunderts. Rudolf v. Gottschall, der als Primaner in Rastenburg war, hat seine dortigen Eindrücke aus der Zeit um 1840 beschrieben. Er hatte starke literarische Interessen und verfaßte als Schüler ein Drama „Herkus Monte, der Preußen Heerfürst“, das er in der Druckerei des „Rastenburger Kreisblatts“ erscheinen ließ. Von irgendwelchen kulturellen Veranstaltungen weiß er aber noch nichts zu berichten.

Erst nach dem Kriege 1870/71 begann auch in Rastenburg ein zeitweise recht reges kulturelles Leben, das Wilhelm Kowalski in den „Rastenburger Heimatblättern“, 1928, schilderte.

„In den Tagen meiner Jugend erschien fast alljährlich die eine oder andere Theatergesellschaft und hatte regen Zuspruch: Morohn, Stölzel, die Trendies, Hoffmann-Morohn, Ende der 70er und Anfang der 80er Jahre der Direktor des vereinigten Memel-Tilsiter Stadttheaters Lincke. Zuerst wurde im Remter des Schlosses gespielt, dann in der Einfahrt des Hotel Königsberg, nach Erbauung des Saales des Hotels in diesem. Auch im neu erbauten Saal des Hotels Thuleweit und im Saal des Georgentals fanden Aufführungen statt. Der Spielplan der Fachbühnen bestand meist in Lustspielen, Possen und Volksstücken. Auch klassische Dramen, Iffland und Kotzebue gingen über die Bühne, größere Gesangsstücke erst, seitdem Direktor Lincke die reizende Operettensoubrette Frau Hitzrath-Szczepanska engagiert hatte. Sie spielte die „Schöne Galathee“, im Georgental sogar „Die Fledermaus“.

1880 wurde die erste Oper unter Direktor Bachmann in Rastenburg aufgeführt. Er selbst war ein tüchtiger Bariton, spielte Mozart und Boieldieu. Nach getaner Arbeit saßen die Künstler meist noch mit Theaterbesuchern im Speisesaal des Hotels Thuleweit, wobei von den anwesenden Melodianern noch manches Liedchen mit den Künstlern gesungen wurden. Nach Lincke erschien etwa 1883 Direktor Hoffmann vom Graudenzer Stadttheater mit einer erlesenen Gesellschaft. Sie gab die neuesten Operettenschlager im Hotel Königsberg. Ihm folgte der Theaterdirektor Eschenbach mit Schauspielen, Lustspielen und Operetten bei Thuleweit. Der Spielleiter des Königsberger Stadt-

theaters, Herr Huwart, brachte bei Thuleweit Opern: Freischütz und Waffenschmied, bei welchen Aufführungen ein Enkel Lortzings, Herr Krafft-Lortzing, die Klavierbegleitung spielte. Zu einem Orchester langte der Aufwand nicht.

Vergessen dürfen nicht die Aufführungen der Vereine werden. Da war die mehrere Jahrzehnte bestehende „Ressource“, die Stadt und Land in Geselligkeit verband, und in der manch gut gespieltes feines Bühnenwerk über die Bretter ging. Die immer vorzüglich geleiteten Aufführungen (Krause Wolka) hatten auch ebensolche Kräfte herangezogen. Leider führte der Ehrgeiz eines neu zugezogenen Mitglieds zur Auflösung der Ressource. Die Stadt war damit ihres so beliebten Vereins beraubt. Selbst die Führerschaft des alten Kolmar vermochte nicht ihn neu zu beleben.

Dagegen bot die „Melodia“ ihren Mitgliedern öfters Gelegenheit zu schönen Vereinsaufführungen, die durch den sich selbstlos opfernden Emil Beyer ermöglicht und von dem alten Kantor Küßner geleitet wurden. Im Mittelpunkt solcher Aufführungen standen die theatralisch und musikalisch begabten Mitglieder Rektor Felsch, Juwelier Louis Knorr, Marie Reedig, Helene Felsch und die allerliebste Käthe Stephany. Eine hervorragende Leistung der Melodia war die Aufführung der Flotowschen Oper „Stradella“.

Der in den ersten Monaten des Jahres 18... gegründete „Musikverein“, Vorstand: v. Lukowitz, Kantor Küßner, Emil Beyer, Frau v. Staszewski, Frau Hilbert, Medem und Techow, erlaubte den Schülern den Eintritt. Er brachte größere Gesangswerke zur Aufführung, darunter „Mirjams Siegesgesang“ und „Loreley“. Der Melodia gliederte sich ein gemischter Chor an. So konnte sie auch Oratorien von Händel, Haydn und Bach zu Gehör bringen. Die Orgelbegleitung übernahm Ernst Beyer, der sehr begabte Sohn des Emil Beyer. Überall war die treibende Kraft Emil Beyer. Sein starker wohlklingender Baß trug sehr zum Gelingen der Aufführungen bei. Man zog auch bedeutende auswärtige Kräfte heran. Als Wilhelm Kowalski die Schlemm'sche Buchdruckerei übernahm, wurde er der geschäftliche Leiter aller Konzerte. Als Gäste erschienen in Rastenburg der Geiger Wilhelm, Teresina Tua, Tivadar Nachez, Hofopernsängerin Dorirea Artot de Padilla, Frau Professor Joachim, der Klaviervirtuose Reisenauer. Der Vortragsphysiker Fina zeigte zum ersten Male des elektrischen Licht, Physiker Dähne führte die drahtlose Telegraphie vor.

Dann trat der von Landrat v. Schmidtseck begründete Konzertverein an Kowalskis Stelle. Schmidtseck war selbst hochmusikalisch und spielte sehr gut Cello. Er brachte sehr gute Künstler nach Rastenburg, wie Cläre Dux, Artur Schnabel u. a.

Gymnasialdirektor Großmann (seit 1894 in Rastenburg) war sehr kunstbegeistert und förderte die Schülerkonzerte, die Gymnasial-

lehrer Meier leitete. Auch die Gesangsaufführungen des Konzertvereins leitete er mit bestem Erfolg. Die Schüler führten z. B. das herrliche Goethe-Mendelssohn'sche 'Meeresstille und glückliche Fahrt' auf, ferner 'Torquato Tasso' und 1896 'Iphigenie'."

Nach 1918 begann eine neue Zeit. Durch den in jener Zeit einsetzenden Siegeszug von Kino und Radio begann, zunächst langsam, dann aber immer schneller, die Technisierung der Kunst. Das wirkte sich natürlich wenig günstig auf das kulturelle Leben aus.

Von den alten Vereinen bestand noch die Melodia. Wenn sie auch nicht mehr mit größeren Vereinsaufführungen hervortrat, brachte sie doch unter ihrem Leiter, Lehrer Schulz, manch schönes Konzert. Das Liebhabertheater fand vor allem bei den verschiedenen Kameradschaften des Kyffhäuserbundes eine Pflegestätte.

Die in den ersten Jahren nach dem Kriege sehr geförderte Volkshochschularbeit fand einen wenig geeigneten Boden und schlief bald ein. Größeren Erfolg hatten die von der Buchhandlung Weigel organisierten Dichterabende. So lasen u. a. aus ihren Werken Börries von Münchhausen, Will Vesper und Max Jungnickel.

Als neuer musikalischer Verein hatte sich der Madrigalchor gebildet, der, geführt von Oberstudienrat Dr. Grunert, mehrere Jahre lang unter der musikalischen Leitung von Musiklehrer Möhring, der ein äußerst begabter Musiker war, mit wertvollen Aufführungen an die Öffentlichkeit trat. Auch Künstlerkonzerte wurden von ihm veranstaltet. So spielte wiederholt das Klingler-Quartett in Rastenburg. Möhrings Nachfolger wurde Musiklehrer Schüler.

Auch das Theaterleben nahm langsam wieder einen guten Aufschwung. Zunächst spielte das Lycker Stadttheater. Dann gab etwa die letzten 15 Jahre bis zum Zusammenbruch das Landestheater Südostpreußen aus Allenstein unter seinem Intendanten Ernst Theiling jährlich etwa 12—14 Gastspiele im Hotel Königsberg. Neben modernen Lustspielen und Operetten brachte das Theater auch Klassiker und gelegentlich Opern.

Besondere Erwähnung verdient der Dramatische Verein, der unter Leitung von Frau Oberstudienrätin Demant vor allem zeitgenössische dramatische Werke mit verteilten Rollen las. Da auch Zuhörer an den Veranstaltungen teilnehmen durften, wurde ein weiterer Kreis für das dramatische Schaffen interessiert.

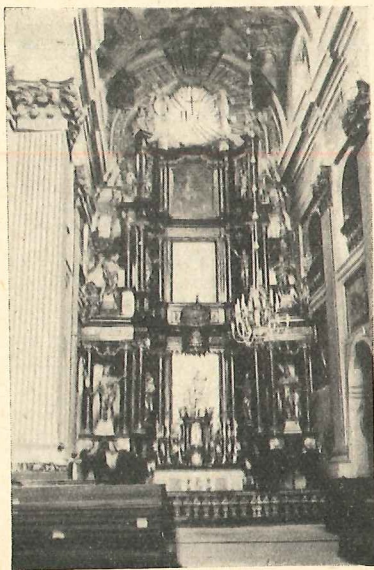
In den 30er Jahren erstand auch der alte Konzertverein zu neuem Leben. Rudolf von Schmidtseck, der Sohn des ehemaligen Landrats, und wie sein Vater ein hochmusikalischer Mann, der selbst auf der Orgel ein Meister war, und Fräulein Eva Eicke waren seine Stützen. Das Konzertleben erlebte nun eine neue Blüte. Künstler von Weltruf, wie die Pianisten Edwin Fischer, Elly Ney und Raoul von Koczalski, der Cellist Mainardi, die Violinvirtuosin Ginette Neveu und das

Rose-Quartett gastierten in Rastenburg. Die Konzerte fanden in der neuen großen Aula des Oberlyzeums statt und waren immer sehr gut besucht, da zu ihnen sogar Besucher aus der näheren und weiteren Umgebung der Stadt erschienen. Als schließlich KdF den Verein gleichschaltete, war alles vorbei. Die Nazis hatten gesiegt. Was sie aber als Ersatz boten, war so bescheiden und im Sinne der Nazipropaganda gehalten, daß von Kultur nicht mehr die Rede sein konnte. Der Ausbruch des Hitlerkrieges ließ dann die Reste jeden Kulturlebens ersterben.

EINE RUNDFAHRT DURCH DEN KREIS RASTENBURG

Vom Kreise Rastenburg kann man erst seit 1816 sprechen. Nach der Kabinettsordre vom 24. 4. 1816 fand ein Austausch zwischen den benachbarten Regierungsbezirken statt, wobei der Litth. Anteil des Kirchspiels Schwarzstein (Adl. Wossau) und der Litth. Anteil des Kirchspiels Bäslack (Pülz nebst Papiermühle, Spiegels, Spieglowken Skatnick, Pastern, Widrinnen) vom Reg.-Bez. Gumbinnen zu Königsberg kamen. Umgekehrt wurden die Kirchspiele Engelstein, Rosengarten und Eichmedien zu Gumbinnen geschlagen.

Wohl gab es seit 1752 die Landratsämter, an ihrer Spitze die Landräte. Sie wurden meistens aus der einheimischen Bevölkerung entnommen. So sehen wir um 1790 die Landräte v. d. Goltz aus Weitzdorf, 1840 Elimar Graf Eulenburg, (dieser erbaut sein Wohnhaus neben Hotel Thuleweit), von 1848—85 zwei Generationen Angehörige der Familie v. Queis aus Wossau, die Landräte v. d. Trenk, Georgenberg, Frh. von Schmidtseck, Woplauken und Frh. von Knyphausen, Görlitz als Leiter der Verwaltung des Kreises Rastenburg.



Was zeichnet unseren Heimatkreis besonders aus und macht ihn beachtenswert?

Ich sah den blauen Himmel Italiens, den sagenumwobenen deutschen Rhein, die herrlichen Berge und Täler der deutschen Mittelgebirge. Nichts ist schöner als mein Gerdauen, berichtet August Winnig von einem kleinen Mädchen aus unserem Nachbarkreis. Dies gilt auch für den Kreis Rastenburg.

Was ist es um den Zauber der Heimat?

Ist es die Stätte, da man die ersten Laute lallte? Ist es eine frohe Jugend, welche die ersten Bande von Liebe und Freundschaft knüpfte? Sind es die Gräber der Ahnen und der Klang der ehernen Kirchenglocken, die den Menschen zur Besinnung rufen? Sind es die Menschen, die durch jahrhundertelange Not, Krieg und Krankheit miteinander verbunden, den tiefen Sinn des Wörtchens „Heimat“ fühlen? Gewiß wird dieser Begriff sich bei dem Charakter der ländlichen Bevölkerung besonders scharf ausprägen. Groß und klein, hoch und niedrig hatten ja ihre Wurzel in diesem Boden, dessen stolze Zeugen der Vergangenheit in das frühe Mittelalter reichen. Zahlreich sind die Kirchen aus der Ordenszeit. Folgen wir dem Tal der Guber und der sie begleitenden Straßen von Rastenburg bis Leunenburg, so sehen wir dort nicht nur fruchtbare Felder, stattliche Dörfer und Höfe, sondern inmitten dieser die ragenden Kirchtürme, meist Wehrkirchen, von Lamgarben, Tolksdorf, Schönfließ, Paaris, Wolfsdorf, Leunenburg und Langheim. Sie standen ehemals unter dem Schutze des Ordens und seiner Ritter. Für ihre Kriegsdienste erhielten die Ritter als Entgelt Land zugeteilt. So entstanden die Rittergüter, während die Dorfanlagen bei der Besiedlung des Landes an deutsche Bauern verliehen oder der preußischen bzw. litauischen Bevölkerung belassen wurden. Namen wie Köskeim, Kattkeim oder Sdunkeim deuten noch auf den preußischen Ursprung.

Die Gröbens

Eine der bekanntesten Adelsfamilien des Kreises Rastenburg war die Familie v. d. Gröben.

1645 wird v. d. Gröben, Friedrich, in Karschau geboren. Sein Vater, Friedrich v. d. Gröben, brandenburg-preußischer Kapitän auf See, tritt 1637 ins Heer, kämpft auf Fünen, in Ungarn, seit 1672 im polnischen Heer gegen die Türken, 1683 vor Wien, erbeutet das Zelt eines Paschas, ist 1703 preußischer General der Infanterie. Er ist der Stifter der Majorate Ponarien, Schwansfeld und Ludwigsdorf.

Sein Bruder Georg Heinrich v. d. Gröben, geb. 1630 in Bäslack, zeichnet sich als Oberst beim brandenburg. Regiment Wittgenstein 1659 bei Warschau aus.

Dessen Sohn, Heinrich Wilhelm, kämpft unter Johann Sobieski bei Ofen gegen die Ungarn und in der Ukraine, wird Obristwachtmeister und Chef eines Inf.-Regiments. 1689 gibt er den Kriegsdienst auf. Er war Majoratsherr auf Ponarien und Besitzer von Langheim. Nach weiten Reisen sticht er mit zwei Fregatten nach der Goldküste in See, hißt dort die brandenburgische Flagge und erbaut die Feste Friedrichsburg.

Wilhelm Ludwig v. d. Gröben, geb. 1710, erhielt durch einen Vergleich mit seinem Bruder Langheim und errichtete 1732 die v. d. Gröbensche Familienstiftung. Auch Jesau bei Rastenburg gehörte seit 1567 zum Gröbenschen Besitz.

Die Familien Frh. v. Schenk zu Tautenburg in Groß-Partsch und von Queis in Wossau gehören zu den ältesten Adelsfamilien des Kreises, doch gab es viele Familien aus dem Mittel- und Kleingrundbesitz — es sei an die Namen Borriehe, Rhode, Hempel, Behrendt erinnert — die mehrere Jahrhunderte auf ihren Höfen saßen.

Wenn man von Korschen, das 1867/68 Kreuzungspunkt zweier Hauptbahnstrecken wurde, sein Fahrzeug durch den wohlgepflegten Langheimer Wald über Gudnick, Röbel, Richtung Rastenburg wendet, so bietet sich dem staunenden Auge beim Verlassen des Waldes das seltene Bild des Heiligelinder Sees mit der Kirche und dem ehemaligen Kloster. Es war eine Wallfahrtskirche. Der Heiligenlinde schrieb man ehemals wunderwürdige Wirkung zu. Weither kamen die Pilger, sogar aus Polen und Litauen, um hier Heilung zu finden und zur Mutter Gottes zu beten. Die Kirchenanlage entstammte der Barockzeit; an dem herrlichen schmiedeeisernen Tor hatte ein Rößler Meister 1½ Jahre gearbeitet. Das eigentliche Gotteshaus, umgeben von einem reich bemalten Kreuzgang mit Friedhof, flankiert in der reich gegliederten Giebelfront zwei zierliche Türme. Das Innere des hohen

Langhauses war farbenfreudig bemalt, der Altar mit der Monstranz von auserlesenen Rohstoffen hergestellt und mit herrlichen Bildwerken reich geschmückt. Weit über des Kreises Grenzen war die Heiligelinde ein Glanzpunkt Ostpreußens, nicht zuletzt durch den Zusammenklang zwischen Wald, See und Baukunst.

An den heil. Linder schloß sich der Pülzer See und das Dorf Pülz an. Der Charakter dieses Landsrichs wegen der starken Hügelbildung, der Seen und Waldungen ähnelt stark dem Charakter der masurischen Landschaft.

Durch den östlichen Teil des heil. Linder Waldes gelangte man über den weidenbestandenen, entzückenden Landweg über Stump-lack nach Bäslack. Auf einer Anhöhe mit weitem Blick auf das Deinetal lag die alte Ritterkirche mit dem Pfarrgehöft. Durch mehrere Generationen verkündeten hier die Pfarrer Sterz Gottes Wort. Der Fall war nicht vereinzelt. Auch die Familie Gemmel stellte durch mehrere Generationen die Geistlichen des Kreises. Wilkendorf mit seinen 300—500 Morgen großen stattlichen Höfen gehörte zum Kirchspiel Bäslack.

Die südöstl. und östliche Grenze des Kreises bildeten die Waldungen von Bürgersdorf, Neuendorf, Schwarzstein und der Görlitzer Waldgürtel, der ursprünglich geschlossen, von reizvollen Dorf- und Gutsanlagen unterbrochen wurde. Die Kleinbahnstrecke von Rastenburg—Sensburg und Rhein führte über die Domäne Reimsdorf durch diese Waldungen. Sie bot bezaubernde Landschaftsbilder. Die Rastenburg—Angerburger Bahnstrecke führte durch die Görlitz. Gerade dieser Wald hatte seinen besonderen Reiz nicht nur durch gute Pflege, sondern durch den hohen Wuchs seiner Eichen, Fichten, Birken und Buchen. Seine verträumten Seen konnten so manches Maler-auge entzücken.

Das äußere Dorfbild mit Dorfanger, Kirche, Schule und Krug war nicht immer geschlossen, es gab auch sehr viele ausgebaute Gehöfte.

Dennoch bleiben solche Dorfbilder wie Schwarzstein, Wenden, Freudenberg, Rosenthal, Wolfsdorf oder Langheim unauslöslich in unserm Gedächtnis. In der Regel bestand das Bauerngehöft aus Wohnhaus, Stall oder mehreren Ställen und Scheune, seltener fand man den niedersächsischen Typus des Bauernhauses. Das ostpr. Gutshaus feierte im Rastenburger Kreis so manche Triumphe.

Das stattlichste Haus dieser Art war ohne Zweifel das Dönhofsstädter Schloß, ein mehrgeschossiger Bau von größerem Ausmaß mit Mansarddach im Barock, erbaut in herrlichem Park mit seinen uralten Bäumen und breiten Alleen.

Die Künstlerhand Friedrich Schinkels schuf auf dem benachbarten Gute Skandau, dem Grafen Dönhof gehörend, ein Schloß mit kostbar ausgestatteten Innenräumen um die Zeit von 1830. Die meisten



Gutshäuser, die aus der Zeit nach den Freiheitskriegen stammten, waren langgestreckte, eingeschossige Bauten wie die Gutshäuser in Groß-Blaustein, Salzbach oder Drachenstein und spiegelten in ihren Formen den Zug ihrer Zeit und die Bedürfnisse der Familie. Die Familien waren oft kinderreich. Gäste waren auf dem Lande sehr willkommen. Ostpreußische Gastfreundschaft war sprichwörtlich.

Im Rastenburger Stadtwald, dicht beim Haltepunkt Görlitz auf dem alten Tanzplatz, befand sich das Führerhauptquartier von 1941—44. Unter den mächtigen alten Eichen und Kiefern war die Bunker- und Barackenstadt nicht einzusehen.

Welch tragisches Schicksal vollzog sich dort für unser Volk!

Am Moysee entlang führte unser Weg über die alte Landstraße Neu-Rosental, Groß-Blaustein und Salzbach am Ufer des Schülzener Sees, der, wie auch der Blausteiner See, wohlschmeckende Krebse lieferte, nach dem Städtchen Drengfurt. Es bot sich hier das Bild der mittelalterlichen, eng zusammengebauten Kleinstadt mit seiner gotischen Kirche, dem Marktplatz mit stattlichem Rathaus und einigen bemerkenswerten Bürgerhäusern, der Ortsteil Mariental hatte mehr Ackerbürger und Handwerksbetriebe. Die Umgebung der Stadt beherrschte das Massiv der Fürstenauer Berge mit weitem Rundblick nach der masurischen Seenplatte.

Den nördlichen Grenzgürtel des Kreises bildeten die Forsten von Drengfurt, Carlswalde, Leitnerswalde, Marshallsheide sowie die

Gutsforsten der im nördlichen Teil des Kreises gelegenen Güter, insbesondere die Siegfriedschen Güter, Jäglack mit Kollkeim, Sausgörken und Skandlack sowie die an der Drengfurt—Bartener Chaussee gelegenen mit dem Dorf Mariental.

Wir gelangen hier in die fruchtbarste Gegend des Kreises, das sog. Bartener Land, welches wegen seines milden Bodens und seiner guten Wiesenverhältnisse schon in älterer Zeit bekannt war. Die Stadt selbst hatte ähnlichen Charakter wie Drengfurt. Ganz besonders ragte das alte Ordensschloß hervor, welches als staatliche Domäne viele Jahre unter der vorzüglichen Leitung der Familie Pachnio stand.

Namentlich in der Zeit nach dem deutsch-französischen Krieg 1870/71 hat die landwirtschaftliche und gewerbliche Wirtschaft des Kreises einen erheblichen Aufschwung genommen. Dies drückte sich auch in der Bevölkerungsziffer aus, die 1938 auf 60 000 angestiegen war. Sie betrug im Jahre 1816 25 636 Einwohner. 1880 befand sich die Kreisverwaltung in Rastenburg in dem Eckhause Wilhelmstr. Ecke Stiftstr. Landrat v. d. Trenk erbaute 1895 das Kreishaus, nach dem Brande 1892, nach den Plänen des Architekten Heitmann aus Königsberg.

Unsere Rundfahrt von Barten geht über Freudenberg, Wolfsdorf vorbei an der malerisch gelegenen Mühle in Pomnick nach Paaris mit seinen stattlichen alten Bauernhöfen und Glittehen, welches als landwirtschaftliches Spitzengut des Kreises galt.

Ein Blick in die hervorragende Wirtschaft Glaubitten, über 100 Jahre im Besitz der Familie Böhm, gab uns ein anschauliches Bild von dem hochentwickelten Stand unserer ostpreußischen Landwirtschaft.

Die Rundfahrt endet mit einem Abstecher in den reichsgräfl. Steinkrug in Wenden. Dieser Krug stammte aus dem 17. Jahrhundert, seine Außenmauern waren ebenso wie die der benachbarten Kirche in Feldstein kunstvoll errichtet und war wie die Gasthöfe in Langheim, Leunenburg und Wolfsdorf eine Zierde seiner Zunft, ein Mittelpunkt des geselligen Lebens der ganzen Bevölkerung mit vorzüglicher Leistung seiner Wirte. Hier saßen in fröhlicher Runde als Mittelpunkt des örtlichen Vereinswesens Vater und Sohn v. d. Goltz aus Wehlack, beste Landwirte ihrer Zeit, geliebt und geachtet von Groß und Klein, mit ihren Nachbarn und dem unvergeßlichen Otto Deutsch aus Groß-Kemlack.

Ihre sterblichen Reste ruhen meist auf dem stimmungsvollen Friedhof Wenden in heimatlicher Erde.

Wird uns Heimatvertriebenen dies je vergönnt sein?

Ein Sonderabschnitt sei unserer Jagd gewidmet. Sie gehört zu der Geschichte Rastenburgs und seines Kreises.

Unsere Strecken waren bunt und vielfältig, vom edelsten Rotwild im Westen unseres Kreises über Dam- und Schwarzwild im Südost- und Ostteil, hatten wir einen recht starken Besitz an Rehwild. Allerbeste Rehkronen sind hier erbeutet, und manche silberne und goldene Plakette zierte die stolze Trophäe und ließ bei ihrem Besitzer Erinnerungen wach werden an frohe Stunden in Feld und Wald.

Die Niederjagd war gut besetzt, besondere Strecken brachten die herrlichen Reviere von Glaubitten, Prassen und Dönhofsstädt, die in guten Jahren Tagesstrecken von 1000 Kreaturen erreichten und überschritten. Hierzu gehörten waidgerechte Heger, deren wir ganz besonders in Dankbarkeit als Jünger Dianas gedenken.

Wenn dann der Herbstwind seine Flügel senkte und Frau Holle alle sorgsam gepflügten Äcker mit dem weißen Tuch des Friedens zur Winterruhe zudeckte, dann begann für uns Jäger die fröhliche Zeit der kameradschaftlichen Treibjagden, wer gedenket ihrer nicht in Dankbarkeit! Bei glitzerndem Sonnenschein und schneeverhangenen Wäldern zogen wir aus zum fröhlichen Jagen, um nach dem letzten Treiben „Jagd vorbei“ zu blasen. Gedenket der frohen Stunden im Freundeskreise beim dampfenden Grog nördlicher Art! Möge es unsern Kindern vergönnt sein, solche Stunden der Besinnung in unserer alten Heimat zu erleben! Diana, breite Deine Flügel aus über unseren Revieren. Die Jagd unserer Heimat kann ihresgleichen nicht finden.

Hilgendorff

ARNO HOLZ — EIN RASTENBURGER

Von Hochschuldozent i. R. Dr. Friedrich Schroeder

Rastenburg bildete mit seiner ersten Höheren Schule nach der Begründung der Universität Königsberg ein Kulturzentrum und Bollwerk reformatorischer Bildung von weitestem Ausmaß.

Der Name Rastenburg ging nach dem ersten Weltkrieg als Grenzbezirk gegenüber der Abstimmungszone durch die Blätter.

Rastenburg—Görlitz als Hauptquartier der Zentrallleitung war den kriegführenden Mächten und ihrer Presse nicht unbekannt.

Auch in der Kunstgeschichte fand die wunderbare, stilechte St. Georgs-Kirche ihre volle Beachtung.

Und in dem Literatur- und Theaterleben um die Jahrhundertwende der vorwärtsdrängenden naturalistischen Strömungen tauchte mit Arno Holz wieder sein Geburtsort Rastenburg auf. Bei der nicht zu schmälernden Bedeutung des vielseitigen Dichters, Denkers und sozialen, künstlerischen und sprachlichen Anregers wird in seinen Biographien und größeren Gesamtwerken mit ihm auch unsere Vaterstadt nicht zu umgehen sein.

Als Ostpreuße mit Salzburger Einschlag hat er mancherlei mit unseren großen Denkern gemeinsam. Unschwer erkennt man Züge unserer ostpreußischen Großen, die die Welt bewegt haben. Gewissenhafter Ernst, unerbittliches Auf-den-Grund-gehen der Werte und Unwerte, nie zu beugender Sinn für Wahrheit und Wirklichkeit sind ihm eigen. Vielseitige Beweglichkeit, die bei der ungezügelt ausholenden Spannweite Gegensätzliches in sich schließt, grübelndes Nichtnachlassen beim Ausspüren und Durchforschen der Probleme, andererseits sprunghaftes, skeptisch-satirisches Jonglieren mit Sprache, Gedanken und Ideen, tiefes Gottsuchen und ein religiöses Mitgefühl mit den Armen und Bedürftigen lassen seine heimischen Lehrmeister wohl erkennen. Auch seine lyrische Weichheit und sein gelegentlicher dahinschmelzender Stimmungszauber verraten, daß ihm auch unsere Lyriker zu Beginn des Jahrhunderts nicht fremd gewesen. Ständig ein Kind der Sorge, verlor er nie den Glauben an sich selbst und schuf in unermüdlicher Produktivität trotz aller Mißerfolge bis an sein erschöpftes Lebensende. Zweifellos ein Einzelfall von Original, vielleicht ein Bohémien auf höchster Ebene: „Ich war alles, und die Relikte davon liegen ebenso zahlreich wie kunterbunt in mir aufgespeichert.“

Sein Ostpreußentum betonte auch die philosophische Fakultät der Albertina bei der Verleihung des Ehrendoktors 1923 mit der Begründung und Widmung: dem Wegweiser neuer Dichtung, dem kühnen Neuerer und Erneuerer der Lehre von der Poesie, zumal der lyrischen, dem charaktervollen Vorkämpfer ostpreußischer Art und Kunst im deutschen Schrifttum der Gegenwart und in dankbarer Würdigung des unbeugsamen und fruchtbaren Ringens um seine hohen Ziele.

Unser Städtchen selber, wenn er es auch schon mit elf Jahren verlassen und nie mehr wiedergesehen hat, ist wohl hier und da herauszuerkennen, sind auch die Züge nicht so abweichend von denen in Mitteldeutschland überhaupt; prägen sich andererseits aber doch die Kindheitserinnerungen unvergeßlich und unverwischbar ein. Er hat es auch humorvoll zugegeben. „Gäbe es Rastenburg nicht, so gäbe es höchstwahrscheinlich auch einen Arno Holz nicht.“ Er hat uns ein köstliches Idyll, ein tiefes Durchleben der deutschen Kleinstadt geschenkt. „Ebenso lernte ich in der Nähe von Rastenburg das Landleben kennen und lieben.“ In dem Roman „Goldene Zeiten“ entsteht die „kleine Stadt“ vor unsern Augen: „hochrote Dächer über mattgelben Giebeln, stille, lange Straßen, in denen das Gras wuchs, Hähne, die verschlafen in den schwülen Nachmittag krächten, Rosenstöcke, die über grüngestrichene Blumenbretter weg blutrot durch den stillen Himmel funkelten, Wetterfahnen, die sich kohlschwarz in den blauen Himmel drehten, und vor allen Dingen Sonne, viel, viel Sonnel!“ ... „Das Haus des Vaters war das stattlichste aus der ganzen Stadt, warf nachts, wenn der Vollmond in seine Schornsteine schien, seinen dunkelblauen, scharfgezackten Schlagschatten unten mitten auf den stillen Markt und hatte überdies zwei grüne, ganz mit Moos bewachsene Dächer.“ Oder aus dem „Phantasmus“ entzückende Erinnerungsbilder wie folgende:

„An einem ersten blauen Frühlingstag, in einer Königlich preußischen, privilegierten Apotheke zum schwarzen Adler bin ich geboren. Vom nahen Georgenturm, über den alten Markt der kleinen weltentlegenen Ordensritterstadt, zwischen dessen buntlich rundholprigem Pflaster noch Gras wuchs, durch die geöffneten Fenster läuteten die Sonntagsglocken.“ ...

Und an anderer Stelle:

„Rote Dächer! Aus den Schornsteinen hier und da Rauch, oben, hoch in sonniger Luft, ab und zu Tauben: Es ist Nachmittag. Aus Modrickers Garten her gackert eine Henne, die ganze Stadt riecht nach Kaffee. Wie still das ist! Nur drüben in Knorrs Regenrinne zwei Spatzen, die sich um einen Strohalm zanken, ein Mann, der sägt,

und dazwischen, deutlich, von der Kirche her, in kurzen Pausen regelmäßig hämmernd, der Kupferschmied Thiel ...

Oder:

Das alte Nest! Die alten Dächer! Die Bröckelmauer! Das Brückenflüßchen! Auf hohem Hügel dort der Turm! Wie klangen, Sonntags, seine Glocken draußen, fern wo der Kuckuck rief! da wars so still.“

Für seine Zeit bedeutete Arno Holzens Auftreten ein beachtliches Ereignis, das nicht sogleich in seiner Tragweite wahrgenommen und auch nur bruchstückweise wegen seiner Eigenwilligkeit und Absonderlichkeit anerkannt wurde. Auch die in seinen Bahnen fast nutznüßerisch wandelten, brachten es nicht über sich, sein Verdienst willig anzuerkennen. Der damals sich um ihn heftig entzündende und lange fortwährende Streit legt sich, sobald man ihn in seiner Gesamtheit und als Schicksalsträger seiner Zeit erfaßt. Allerdings brachte schon damals anlässlich eines Jubiläums ein Manifest der Hochschullehrer zweifellos viel Richtiges und Rechtes zum Ausdruck, wenn es auch vielfach sein Streben, Wollen und Ringen schon mehr als Tat und Erreichtes und seine Ideen schon mehr als Verwirklichung und richtungsweisenden Wertmesser hingestellt: „Arno Holz hat sich, denkend und schaffend, im Drama wie im lyrischen Gedicht eine neue selbständige Form errungen. Sie bedeutet Gleichheit von Sache und Ausdruck, immanenten Rhythmus der Dinge, Einheit von Sprache, Mythos und Dichtung. Sie hat im „Phantasmus“ vor allem sehr alte deutsche Formbestände ebenso folgerichtig abgeschlossen wie überraschend neu bewertet. Sie hat den Inbegriff des eigenen Lebens wie des umgebenden Zeitalters gestaltet.“

Sein unumstrittene Verdienst bleibt, auf den sogenannten „konsequenten Naturalismus“ in seinen weitgehendsten, fruchtbaren Ausstrahlungen hingewiesen und ihn dichterisch, sprachlich und weltanschaulich vorwärts getrieben zu haben. Sein hellhöriger Instinkt, durch sein eigenes Erleben in Armut und Elend genährt, erschloß die Welt des kleinen Mannes im Großstadt-Dschungel und half auch sozial die ermatteten Schlafenden als der „Zeitgeists-Straßenkehrer“ aufzurütteln. „Familie Selicke“, und „Papa Hamlet“ zogen ihr Gefolge nach sich.

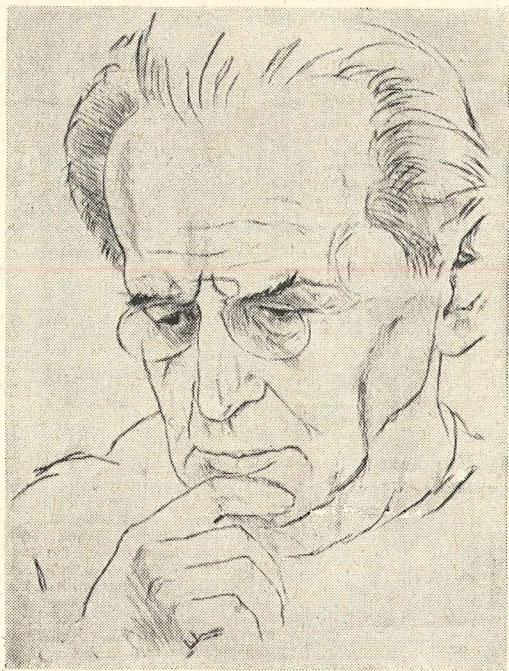
Auf der Suche nach dem passendsten, den Dingen und der Wirklichkeit gemäßen Ausdruck brach die „Revolution der Lyrik“ in „Neuen Gleisen“ hindurch in scharfer, bisweilen bissiger Kritik der Epigonen und Schöngeister seiner Tage, die Überbetonung von Reim und Überkommenem gefangen hielt.

Weltumspannend die Natur und das Universum, die Geistes- und Kulturentwicklung der Menschheit, bemüht „die organische und unorganische Schöpfung noch einmal zu schaffen, neu zu formen und ins Wort zu bannen“, wuchs sie sich im „Phantasmus“, vom Hundertsten

ins Tausendste, ins Phantastische, Übermenschliche, im Parallelismus des Ausdrucks und eines reichen Assoziationsspiels sich verlierend, oft pyramidenartig in mystischer Zahlenarchitektur aufgebaut, zu einem schier unverdaulichen Kolossalgebilde aus, das, oft in Rausch und Ekstase geschrieben, ebenso Spuren von Dante wie von Goethe nachzustreifen sein Wagnis ist.

Seine mephistophelische Seite feierte dann ihre Orgien, nicht ohne zerfressende Selbstpersiflage, in dem „allerfrechtesten Opus“ der Blechschmiede oder Dichter, Tod und Teufel, auch Wunderpapierkorb, Ton-, Bild- und Wortmysterium benannt. Eine moderne Walpurgisnacht, ein Riesenfest der Wollust, und nach Art und Brauch der großen Spötter Fischart, Rabeleis, Cervantes.

Seine durchaus ernst zu nehmenden sprachlichen Studien und Experimente fanden ihren humorvollen, schalkhaft-erotischen, oft recht derben Niederschlag in des „Urmutters Garten“ und in den „Freß-, Sauf- und Venusliedern des berühmten Schäffers“ Dafnis nebst angehängten Aufrichtigen und Reuemüthigen Bußthränen.



Alles eingebettet in seine grüblerischen, sehr oft originalen und originellen Eingebungen und Bahnungen über die letzten Aufgaben und Ziele der Kunst, ihr Wesen und ihre Gesetze.

Bei dem Reichtum des stetig fließenden deutschen Geisteslebens und seiner verschiedenen klassischen Höhepunkte ist es nicht so leicht, noch nach dem Tode gelesen und begehrt zu werden. Und doch! Zu Arno Holz' kecker Originalität wird man trotz der Raschlebigkeit in der Gegenwart greifen.

Alles, alles, alles, alles bewegte mich ...
alles, alles, alles ... umhegte ich!
Nichts, nichts, nichts war mir fremd.
Man segnete mich, man fluchte mir,
man jubelte Hosianna, man höhnte mich,
man spie mich an,—
und kreuzigte mich an.
Höher, höher strebt mein Geist,
läutert sich, erlöst sich, hebt sich,
verschwebt sich, verwebt sich ins All!

und noch stolzer kling'ts:

Ich war alles, ich bin alles, ich werde sein ...
Vor keinem bog ich je mein Knie,
Nicht einem war ich je sein Sasse!
Und wenn auch alles in mir schrie,
Ich pfiß's in eine Melodie
Krambambuli, potz Tirili,
Und blieb ein Kerl von Schrot und Rasse ...
Nicht bloß Talent, nein frech Genie,
Verfemt von meiner Mitwelt Masse
Ein Winkelried der Poesie,
Aus eigener Kraft und Energie
Ich war ein Mensch, ich war kein Vieh;
Brach ich der Zukunft eine Gasse.

Der Soziologe und Kulturkritiker wird an ihm nicht vorbeigehen können. Der Sprachforscher und Literat wird an seinen Problemstellen und Lösungsbemühungen auf der Suche nach dem „Gesetz“ und der „Gesetzlichkeit“ Anregung finden, und dem Psychologen und Philosophen öffnet sich mancher Einblick in Wertmaßstäbe und Menschenkenntnis über die ewigen Rätsel des „Ignorabismus“. Dem Dichter bleibt er eine Fundgrube von Eingebungen, Gestaltungen, von klang- und farbenreicher Wortverwendung, von Strebungen und Zielsetzungen. Auch daß er in seinen Sehnsüchten und in seiner Weltumklammerung strauchelte, spendet menschlich Trost, Richtung und Kraft.

Für besinnliche Naturen und offene wehe Herzen steht ihm oft das rechte Wort und eine das eigene Ich lösende Stimmung zur Verfügung, wie er in seinem grimmigen Humor das schwankende seelische Gleichgewicht wieder herzustellen vermag. Sein „Traumulus“ gehört nicht zu den unwesentlichsten der zahlreichen Schulmeister-Komödien.

Immer noch kann sich mancher der Erotik zugeneigte Genießer an seinen Barockversen, an seiner „Schönheit junger blühender Leiber“ erfreuen. Vieles wird und bleibt auch Eigengut und Morgengabe:

Im Frühling lächelt selbst der Tod.
Über die Welt hin ziehen die Wolken.
Grün durch die Wälder fließt ihr Licht.
Herz vergiß!
In stiller Sonne webt linderndster Zauber,
Unter wehenden Blumen blüht tausend Trost.
Vergiß, Vergiß!
Aus fernem Grund pfeift, horch, ein Vogel ...
Er singt sein Lied.
Das Lied — vom Glück.

Kennzeichnend auch für ihn:

Wozu dein armes Hirn zerwühlen?
Du grübelst, und die Weltlust lacht!
Denn von Gedanken, von Gefühlen,
Hat noch kein Mensch sich satt gemacht!
Ja, recht hat, o du süße Mutter,
Dein Spruch, vor dem's mir stets ge graust:
Was soll uns Shakespeare, Kant und Luther
Dem Elend dünkt ein Stückchen Butter
Erhabner als der ganze Faust.

Einer, der immer strebend sich bemüht, der Mensch zu sein ein Kämpfer geheißen, der es sich bei Wissens-, Seelen- und bitteren wirtschaftlichen Qualen hat sauer werden lassen: unser großer Rastenburg trotz jeder Typisierung.

Die Dankesworte seiner Frau nach seinem Tode für die letzte von mehreren Spenden des von mir ehrenamtlich geleiteten mehrere Tausende zählenden Kulturrings des „Goethebundes in Königsberg“ gehören zufälligerweise zu dem Allerwenigsten des von meiner Habe Hinübergeretteten und werden pietätvoll aufgehoben.

Arno Holz war trotz aller unzulänglichen Menschlichkeiten ein Mann:

Nehmt alles nur in allem:

Ihr werdet selten seinesgleichen sehn.